

Die Entwicklung

Julia Jagoda



Kapitel 1

Als Gabriela Sobota eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand sie sich in ihrem Bett zu einem ungeheuren Ungeziefer verwandelt.

Sie lag auf ihrem panzerartigen steifen Rücken. Mühsam hob sie den Kopf und betrachtete ihren gewölbten, braunen, von bogenförmigen Versteifungen geteilten Bauch. Eine violette Bettdecke lag abrutschbereit, wo einmal ihr Bauchnabel gewesen war. Wie sie nur so schnell so viel zugenommen haben konnte? Statt 1987 Kalorien hätte sie gestern lieber nur 1347 konsumieren sollen. Immerhin waren ihre Beine so schmal wie zuvor geblieben. Erleichtert flimmerten sie durch ihr Blickfeld.

»Was ist passiert?«, fragte sie sich.

Sie träumte nicht, dessen war sie sich bewusst. Denn nur die Wirklichkeit konnte der Trostlosigkeit, die sich wie Staub auf die Möbel in ihrem Menschenzimmer legte, gerecht werden. Über ihrem Ikea-Schreibtisch, auf dem die Notizen der letzten Vorlesung ausgebreitet lagen – Sobota war duale Studentin – hing ein Bild, das sie vor kurzem auf Pinterest gefunden und anschließend im Büro ausgedruckt hatte. Den Rahmen, der das Bild umgab, hatte sie eigenständig mit kunstvollen Dornenranken bemalt.

Gabrielas Blick fiel wie der Regen draußen zum Fenster. Bei jedem Tropfen, der auf das Fensterblech schepperte, zuckte sie zusammen.

»Am besten, ich schlafe einfach weiter«, dachte Gabriela, bevor sie sich mühsam auf die rechte Seite zu legen versuchte.

Mit ihrem neuen runden Bauch und dem steifen Rücken war ihr das jedoch nicht möglich.

Egal wie sehr sie es versuchte und das tat sie, Gabriela landete immer wieder zurück in der Totenstellung. Trotzdem

bemühte sie sich mit geschlossenen Augen der unfreiwilligen Yoga-Position zu entkommen.

Irgendwann schmerzte ihr die Seite auf unbekannte Art und Weise und sie ließ das Versuchen bleiben.

»Oh Gott«, dachte sie. »Was für einen anstrengenden Alltag habe ich gewählt! Ständig am Pendeln. Der Leistungsdruck an der Uni ist viel größer als am eigentlichen Arbeitsplatz. Dazu kommt die Unzuverlässigkeit der Deutschen Bahn, immer muss man sich um Zuganschlüsse sorgen! Zum Essen fehlt mir der Appetit. Selbst wenn die Mensa Besseres anbieten würde, säße ich in dem lauten anonymen Raum trotzdem allein, während ausdruckslose Gesichter ihre Tablett an mir vorbeitragen. Zur Hölle mit meinem Leben!«

Ihr fehlender Bauchnabel juckte wie Phantomschmerzen. Mühsam schaukelte sie ihren Rücken näher zum Bettpfosten, bis sie ihren Kopf an das Stück Pressholz lehnen konnte. Nun sah sie die juckende, mit vielen unbekanntem weißen Sprengeln benetzte Stelle. Mit einem der dünnegebliebenen Beine versuchte sie den weggebliebenen Bauchnabel zu ertasten. Die Berührung ihres Körpers löste eine Gänsehaut aus, schnellstmöglich zog sie das Bein zurück.

Sie ließ sich wieder vom Bettpfosten hinab in das Bettzeug gleiten.

»Das frühe Aufstehen«, dachte sie, »macht einen ganz verrückt. Der Mensch braucht seine acht Stunden Schlaf. Andere Studierende schlafen, bis sie Mittagessen frühstücken. Wenn ich beispielsweise im Laufe des Vormittags ausnahmsweise in die Mensa gehe, um beim Essen meine Notizen zu korrigieren, klingeln erst die Wecker der meisten meiner Kommilitonen. Würde ich meine Verpflichtungen so angehen, würde ich sofort gefeuert werden. Vielleicht wäre das sogar gut für mich. Trüge ich

nicht Erbschuld wie andere Freude auf meinen Schultern, könnte ich kündigen. Aber das Wissen, dass meine Eltern in dieses Land gezogen waren, um mir diese Möglichkeit zu bieten, legt sich wie eine Löschdecke auf meine Bedürfnisse. Sonst hätte ich meinen Professoren bereits meine Meinung gemailt. Ihre Dokortitel wären ihnen von den Wänden gefallen! Übrigens ist es merkwürdig, die eigenen Erfolge wie ausgestopfte Jagdtrophäen im Raum auszustellen, während Studierende beten müssen, die Hirschgeweihe eines Tages ebenfalls präsentieren zu können, wobei sie insgeheim ebenfalls gehetztes Wild sind. Zum Glück habe ich meine Jagd bisher nicht vollständig aufgegeben. Habe ich erst einmal einen akademischen Titel, der meinen Eltern ihr Leid gerechtfertigt attestiert – es dürfte noch fünf bis sechs Semester dauern –, werde ich den Profs meine ehrliche Meinung rückmelden. Bis dahin muss ich trotzdem aufstehen, immerhin fährt mein Zug um sechs Uhr los.«

Sie schaute auf ihr Handy, das auf dem Nachttisch vibrierend aufleuchtete.

»Oh Gott!«, dachte sie erneut.

Jetzt klingelte schon der zweite Wecker, es war mittlerweile 06:25 Uhr. Panisch blickte sie auf das Display, als es um 06:35 Uhr wütend um Aufmerksamkeit bat und später als es dann 06:45 Uhr wurde. Dabei war der Wecker doch für viel früher eingestellt gewesen. Von ihrer Position aus konnte sie die mahrende Schrift unter der Uhrzeit ausmachen. Die, die ihr mitteilte, dass ihr Wecker seit 05:05 Uhr im zehnmütigen Takt um Aufmerksamkeit bat. Konnte man das nervtötende Geräusch überhaupt verschlafen? Ihre Träume waren unruhig gewesen, grauer Nebel, der ihr Bewusstsein getrübt hatte. Umso heftiger musste sich der Schleier um ihren Geist gewickelt und sie im Nichts gehalten haben.

Was sollte sie jetzt tun? Um den nächsten Zug um 07:00 Uhr erwischen zu können, hätte sie sich auf eine Art beeilen müssen, die selbst die geübteste Beute nicht gewohnt war. Ihre Tasche war bisher nicht gepackt, die Notizen gehörten ordentlich abgeheftet und sie hätte eine Dusche notwendig. Ganz gleich wie spät sie in ihren Kurs platzen würde, ihr Dozent würde sie an seine Wand hängen können, denn sie erledigte an seinem Lehrstuhl immer mal wieder kleinere Arbeiten und war daher bekannt. Hinzu käme, dass ihr Tutor und des Dozenten bester Freund am Sechsuhrzug auf sie gewartet und eine Message von ihrer Unzuverlässigkeit an ihn senden würde.

Der Tutor war eine Kreatur des Professors, ohne Charakter, nur Buchwissen. Sollte sie sich vielleicht krankmelden? Gabriela hatte noch nie einen Kurs oder gar einen Arbeitstag verpasst. Es wäre ihr peinlich, verdächtige man sie als unfähig, sich hetzen zu lassen. Ganz bestimmt würde man von ihr ein Attest verlangen, für das sie ja doch nur wieder aufstehen müsste. Da könne sie auch dem nächsten Zug nachjagen. Sonst würde man ihren Eltern womöglich zutragen, wie faul Gabriela war. Aber stimmte das nicht auch? Immerhin war Gabriela zwar etwas müde, aber ansonsten gesund, ja höchstens sehr hungrig.

Während sie über ihren guten schlechten, vielleicht auch schlechten guten Zustand sinnierte, ohne dabei aus dem Bett aufzustehen – gerade vibrierte das Handy für 06:55 Uhr – zeigte das Gerät einen Anruf an. Mit ihren dünnen Beinchen tippte sie mühsam auf den grünen Hörer und hörte sogleich die besorgte Stimme ihrer Mutter.

»Gabriela!«, rief sie. »Wir haben schon kurz vor sieben. Wolltest du nicht zur Uni?«

Gabriela versuchte sich an einer Antwort und staunte über ihre Stimme, die eindeutig ihr gehörte, aber von unverkennbarem Schmerz ummantelt war, der ihre Worte

zunehmend unverständlich hallen ließ, bis man sich über ihre Aussage nicht mehr sicher sein konnte.

Gabriela und ihr guter Willen hätten der Mutter gerne ihren Zustand erläutern wollen, doch der Schmerzmantel bewog die beiden zu einer knapperen Antwort: »Ja, danke, Mama, ich komme gleich.«

Wegen der schlechten Telefonverbindung hatte die Mutter Gabrielas schmerzenden Ton vermutlich nicht bemerkt, denn sie gab sich mit dieser Antwort zufrieden und legte auf.

Ihre Mutter musste wohl in der Nähe ihres Vaters mit ihr telefoniert haben, denn nun wusste auch er von ihrem Nicht-Aufstehen, Nicht-Hetzen-lassen, Nicht-verantwortungsbewusst-sein und rief an. Gabriela bemühte sich wieder die richtige Stelle auf dem Display zu treffen, um des Vaters Anruf entgegen zu nehmen. Doch dieses Mal gelang es ihr nicht richtig und sie verpasste ihn. Zwei weitere Male versuchte der Vater sie zu erreichen, bevor sie seinen Anruf endlich entgegennehmen konnte.

»Gabriela, Gabriela«, begrüßte er sie und sie konnte sich das seine Worte begleitende Kopfschütteln bildlich vorstellen. »Was hast du denn?«

Nachdem ihre Antwort ausblieb, mischte sich ein schärferer Ton in seine Stimme: »Gabriela! Gabriela!«

Eine Nachricht ploppte auf dem Bildschirm auf.

»Gabriela? Bist du krank? Kann ich etwas für dich tun?«, schrieb ihre Schwester in drei einzelnen drängenden Messages und bewies, dass sie sich ebenfalls in der Nähe der Eltern aufhielt.

Stellvertretend an beide antwortete Gabriela dem Vater: »Ich bin gleich fertig«, wobei sie darauf achtete, jedes einzelne Wort so deutlich auszusprechen, als entspräche es der Wahrheit.

Ihr Vater beendete daraufhin das Telefonat, um sich wieder dem Frühstück zuzuwenden, doch ihre Schwester schrieb ihr erneut: »Gabriela, lass mich bitte in dein Zimmer.«

Gabriela würde die Schwester bestimmt nicht in ihr Zimmer hineinlassen. Zum Glück war sie immer vorsichtig genug, ihr Leid in dem kleinen Raum einzusperren, sodass es nachts nicht entkommen und sich an andere heften konnte.

Sie schloss die Augen, um ihre nächsten Schritte zu planen. Zunächst würde sie aufstehen, sich anschließend anziehen und frühstücken, bevor sie weiter darüber nachdachte, wem sie von ihrem Schmerz berichten und welche Krankheit sie vorspielen könnte, um sich mit dem Professor und seinem Chef gutzustellen. Das wäre ihr jedoch nur möglich, wenn sie endlich aufstand. Gabriela hatte schon häufiger Schmerzen nach dem Aufwachen empfunden. Ein Unwohlsein, das sich vom Alltag unter das Bett scheuchen ließ, sobald sie sich der violetten Decke entwunden und in Kleidung gepresst hatte.

Auch an diesem Morgen erwartete sie ein ähnliches Versteckspiel.

Ihre veränderte Stimme, so glaubte sie, sei lediglich der Beginn einer Erkältung. Ein geschwächtes Immunsystem war die Berufskrankheit aller chronisch Überarbeiteten. So etwas kam hin und wieder vor.

Um die Decke loszuwerden, streckte sie den Bauch kräftig raus, bis die violette Friedensfahne von ihr rutschte und zu Boden glitt. Das tatsächliche Aufstehen erwies sich als schwierigere Aufgabe, da sie nun doch so viel schwerer war. Ihre dünnen Beinchen konnten ihren klobigen Körper nicht ausreichend tragen. Selbst wenn sie genügend Kraft gehabt hätte, wäre Gabriela unfähig gewesen, sie zu befehligen.

Versuchte sie eines der Beinchen anzuwinkeln, so streckte es sich. Die Kontrolle über ihren Körper entglitt ihr wie zuvor die Decke. Das Befehligen ihrer Beine hätte ihr leicht fallen

sollen, doch der vereinnahmende Schmerz sorgte für unangenehme Zuckungen und wenig Fortschritt.

»Nur nicht sinnlos im Bett liegen«, drängte sich Gabriela zum weiteren Versuchen.

Sie beschloss zunächst ihren Unterkörper aus dem Bett zu schieben, den Teil, der sich andersartig anfühlte und dessen Unbekanntheit sie davon abhielt, ihn sich vorzustellen, aber der Schmerz und die zusätzlichen, wenn auch überlebensnotwendigen Kalorien des vorangegangenen Tages wogen schwer; sie schob sich langsam voran; als sie letztendlich ihr Leiden ignorierte, um sich mit ihrer restlichen, mühsam zusammengekratzten Energie abzustößen, traf sie ungeschickt auf den Bettrahmen auf, wodurch die Wogen der Leiden über ihr einbrachen und sie zu ersticken drohten.

Um ihre untere Körperhälfte zu entlasten, quälte sie die obere. Mit dem Kopf voran schob sie sich vom Bett hinunter, bis der staubige Boden in ihr Blickfeld rückte. Sie fürchtete sich davor weiter zu robben, könnte sie doch fallen und sich dabei nur unbrauchbar machen. Womöglich würde sie sogar ohnmächtig werden. Diese Möglichkeit erschien ihr schrecklicher als die Weite des Schmerzmeeres, würde man sie doch nur wieder als faul schimpfen können.

Nicht weniger mühsam schob sie sich zurück in den Deckenberg, wodurch ihre Beinchen sich gegenseitig aufgeregt traten, ohne dass Gabriela die Kontrolle über diese zurückgewinnen könnte. Doch bestrebt, ihren Aufgaben gerecht zu werden, gab sie nicht auf. Es war notwendig aufzustehen, egal was es sie kostete.

Bevor sie ihre spärlichen Energiereserven aufbrauchte, wollte sie über sinnvolle Fluchtmöglichkeiten nachdenken. Normalerweise half ihr der Ausblick aus dem Raum, der Anblick der Straße dabei die nötige Ruhe für Erwägungen zu finden. Doch der morgendliche Nebel trübte ihre Sicht und ließ keine abschweifenden Gedanken zu.

»Sieben Uhr«, begriff sie, als das Handy erneut zu vibrieren begann.

Wieder in der Totenstellung hoffte sie auf Besserung, Bettflucht und Arbeitstüchtigkeit.

Schließlich beschloss sie: »Bevor es Viertel nach Sieben ist, muss ich endlich aufstehen. Wahrscheinlich werden sie bald bei mir anrufen und wissen wollen, warum ich noch nicht da bin, denn der Kurs hat schon angefangen.«

Also wippte sie erneut ihren Rumpf, um dem Deckenberg zu entkommen. Würde sie nach vorne in das Schmerzmeer fallen, sollte sie darauf achten, den Kopf zu schützen. Solange sie auf ihrem Rücken aufkam, würde sie sich vermutlich nicht schwer verletzen. Am meisten sorgte sie sich über das Geräusch beim Aufprall. Den dumpfen Ton, der auch ohne laufendes Telefonat zu hören wäre und ihrer Familie ihre Unfähigkeit präsentieren, schlimmstenfalls eine Reaktion fordern würde. Ein notwendiges Opfer.

Wieder schaukelte sie sich voran und fand beinahe Gefallen an dieser spielerischen Fortbewegungsmethode.

Doch ihr ging auf, dass es mit Hilfe viel einfacher gewesen wäre, sich aus ihrer Lage zu befreien. Bloß zwei Helfende – womöglich ihr Vater und die Putzfrau – mehr Unterstützung hätte es nicht gebraucht; die beiden bräuchten nur ihren panzerartigen Bauch heben, sie über den Deckenberg schweben lassen, sie dann vorsichtig auf dem Boden absetzen und darauf zu warten, dass Gabriela die Herrschaft über ihre Gliedmaßen wiedererlange. Aber auf Hilfe hätte sie nicht zurückgreifen können. Die Zimmertür war verschlossen und mehr als einen Knopf auf dem Handy zu erwischen unwahrscheinlich. Selbst wenn sie die Möglichkeit gehabt hätte, so fiel es ihr lächelnd auf, hätte sie nicht um Hilfe gebeten.

Sie hatte sich bereits genügend vorgeschoben, um wieder das Schmerzmeer unter sich im graufrottierten Teppich zu

erkennen. Es wurde Zeit für eine Entscheidung, immerhin war es beinahe 08:00 Uhr – da hörte sie das Telefon im Flur klingeln.

»Vielleicht ruft jemand von der Arbeit an«, stellte sie mit Schrecken fest.

Das schrille Klingeln des Haustelefons ging in ein nervöses Zittern ihrer Beinchen über.

»Niemand geht dran«, erkannte Gabriela halb erzürnt, halb erleichtert.

Panik vereinnahmte jede halbe Empfindung, als die Putzfrau mit ihrem schlurfenden Gang zum Telefon schritt und den Lautsprecher anstellte. Die Begrüßung des Besuchers reichte, um Gabriela zu verraten, wer da um Aufmerksamkeit bat – ihr Tutor. Als ob es an irgendeiner staatlichen Uni so streng zugeht, dass ein Fehlen mit solchen Maßnahmen kontrolliert werden musste. Gab es keine vertrauenswürdigen Studierenden mehr an privaten Hochschulen? Wollte wirklich niemand mehr in schlechtklimatisierten Hörsälen bei Frontalunterricht erfahren, wie ineffektiv Frontalunterricht war? Eine E-Mail hätte auch reichen können, um zu erfragen, warum Gabriela nicht erschienen war. Obwohl selbst das bereits unnötig gewesen wäre. War es erforderlich, dass der Tutor anrief – ausgerechnet bei ihrer Familie – um Gabrielas Versäumnis zu untersuchen? Überhaupt war es übertrieben, jedem Studierenden einen Tutor zuzuweisen. Dadurch wirkte ihre Nachlässigkeit gleich wie ein bösesartiges Vergehen, welches nur von höherer Stelle zur Schau gestellt werden durfte.

Wütend, wie sie war, zuckte Gabriela zusammen und fiel dabei aus Versehen auf den grauen Teppich. Obwohl sie dumpf auf den Boden traf, blieb ordentlicher Lärm aus. Ihr Rumpf war nachgiebiger als erwartet – er schmerzte nicht.

Dafür hatte sie nicht genügend auf ihren Kopf geachtet, der zwar auf weichem Teppich, aber in ungünstiger Position

aufgekommen war und daher schmerzlich pochte, weswegen sie ihn ärgerlich gegen den Boden drückte.

»Ist bei Ihnen etwas runtergefallen?«, erkundigte sich der Tutor, dessen Stimme plötzlich näher wirkte.

Die Putzfrau musste wohl mit dem Telefon in der Hand durch die Wohnung laufen. Gabriela war sich sicher, der Tutor hätte genauso gut mal verschlafen und sich schlecht fühlen können; das müsste sich selbst dieser eingestehen. Wie um sie eines Besseren zu belehren, hörte sie den Tutor tief und durch das Telefon blechern aufseufzen.

Das Handy vibrierte und Gabriela wagte den Blick auf eine neue Nachricht ihrer Schwester: »Gabriela, der Tutor ruft an.«

»Habe ich auch gemerkt«, flüsterte sie in den leeren Raum hinein; laut genug, um verstanden zu werden, traute sie sich nicht zu antworten.

»Gabriela«, versuchte es der Vater vor ihrer Zimmertür – zeitgleich klingelte ihr Handy. »Dein Tutor ruft an und fragt nach dir. Offenbar macht er sich Sorgen um dich. Dir sollte klar sein, wie unhöflich es ist, dass du nicht zu deinem Kurs erschienen bist. Was sollen wir ihm sagen? Etwa, dass du noch im Bett liegst? Stehe auf, er will sich mit dir unterhalten. An dein eigenes Telefon gehst du ja nicht. Mach die Tür auf und nimm den Hörer entgegen.«

»Hallo Gabriela«, begrüßte sie die aufgesetzt freundliche Telefonstimme des Tutors durch die Tür hindurch.

»Sie ist krank«, mischte sich die Mutter in das Telefonat ein.

Scheinbar war sie ebenfalls in den Flur gegangen, um mit dem Tutor und dem Vater zu reden.

Letzterer wandte sich wieder an den Anrufer. »Ihr geht es nicht gut, das können Sie mir glauben, Herr Tutor. Gabriela würde doch nie ihren Zug verpassen. Sie denkt an nichts anderes als an ihre Ausbildung und die Arbeit. Die Abende

verbringt sie immer zuhause. Dabei hätte sie etwas in der Stadt unternehmen können. Stattdessen überprüft sie auf ihrem Handy die Zugverbindungen, damit sie auch ja nicht zu spät kommt. Manchmal fährt sie drei Stunden vor verabredeter Zeit los, damit sie pünktlich bleibt. Wenn sie nicht am Arbeiten oder Lernen ist, starrt sie auf ihr Handy. Da findet sie immer so schöne Fotos. Oh, und neulich hat sie sogar einen Rahmen für eines der Bilder gestaltet; Sie können sich gar nicht vorstellen, wie dekorativ dieser geworden ist; sie wird ihnen ein Foto vom Rahmen schicken können, nachdem sie mit Ihnen gesprochen hat. Es ist wirklich nett von Ihnen, sich zu melden, ohne Ihr Telefonat würde sich Gabriela womöglich nicht mit uns unterhalten wollen, sie ist so eigensinnig; und ganz bestimmt ist sie krank.«

»Bin fast fertig«, versuchte Gabriela die Wartenden zu beruhigen. Noch immer lag sie bewegungslos auf dem Boden. Sie wollte es nicht riskieren, Teile der Konversation durch lautstarke Bewegungen zu verpassen.

»Etwas anderes kann ich mir auch nicht vorstellen«, bestätigte der Tutor die Entschuldigungen der Mutter. »Im besten Falle ist sie bald wieder auf den Beinen. Immerhin gibt es eine Stelle, die sie zu besetzen hat. Bei uns dualen Studenten ist es halt so, dass wir einem straffen Zeitplan folgen. Da ist es ganz normal, sich vor lauter Stress zu erkälten. Dann muss man aber eben ein paar Tabletten einnehmen und durchziehen. Kann ja nicht sein, dass andere unter dem eigenen Ausfall zu leiden haben.«

»Gabriela, nimmst du gleich endlich den Hörer entgegen?«, quitierte der Vater diese Schelte.

Erneutes Klopfen an der Tür.

»Nein«, kam Gabrielas Antwort.

Vor ihrer Zimmertür wurde es plötzlich leise. Vater, Tutor und Mutter schwiegen. Ihr Handy vibrierte und zeigte drei

heulende Emojis, die von ihrer Schwester abgeschickt worden waren.

Anstatt weiter WhatsApp Nachrichten zu versenden, sollte die Schwester lieber mal zu den vor der Tür Wartenden gehen. Vermutlich war die Jüngere noch nicht lange wach, sicherlich nicht angezogen.

Wieso mischte sie sich dann überhaupt in Gabrielas Angelegenheiten ein? Was interessierte es sie, dass Gabriela verschlafen und den Zug verpasst hatte. Vielleicht weinte die Schwester, weil sie die möglichen Auswirkungen eben jenes Versäumnis betrachtete. Sollte man Gabriela aufgrund ihres Unwohlseins feuern, dann gäbe es niemanden, der die Steuerschulden der Eltern zurückzahlen könnte. So weit wollte sie es nicht kommen lassen. Solange Gabriela da war, würde sie sich um ihre Familie und die finanziellen Sorgen kümmern.

Noch immer lag sie auf dem grauen Teppich. Ihre Gedanken rasten wie die Beinchen, die um sie herum schwirrten. Hätten die Eltern sie jetzt sehen können, wäre es ihnen sicherlich nicht so wichtig gewesen, Gabriela der Außenwelt zu präsentieren. Nein, Schwäche hatte in eingesperrten Zimmern zu verbleiben. Nun durfte Gabriela aber nicht schwach sein und musste folglich das Zimmer verlassen. Irgendeine Begründung für den Ausfall würde sie schon nennen können. Die vier langweiligen, sie umgebenden Wände sollten die einzigen Zeugen ihrer Schande bleiben. Alle anderen würde sie mit Geschichten vertrösten, sodass man ihr leicht verziehe.

Am liebsten wäre es ihr gewesen, sie hätte über ihre Ausreden nachdenken und sie zu einem besseren Zeitpunkt vortragen können. Der Tutor zum Beispiel war im Moment sicherlich aufgebracht, wurde er doch am Telefon getröstet und von verschiedensten Stimmen dazu gedrängt, Gabrielas

Fernbleiben zu entschuldigen. Aber Abwarten würde ihre Eltern nicht besänftigen.

»Fräulein Sobota«, wandte sich der Tutor direkt an Gabriela. »Was stimmt denn nicht mit dir? Weigerst dich mit mir zu reden, gibst unvollständige Antworten und liegst weiterhin im Bett. Deine Eltern machen sich Sorgen. Den Kurs hast du verpasst. Schlimmer noch, dein Dienst hat bereits begonnen. Willst du diesen Monat wirklich Minusstunden machen? Was soll das? Für diese Frechheit solltest du eine Woche unentgeltlich arbeiten gehen. Als Entschuldigung an mich, unseren Professor und deinen Chef. So ein Verhalten hätte ich dir niemals zugetraut. Ehrlich nicht! Du kannst dir das auch nicht leisten. Immerhin sind deine Noten unglaublich schlecht; wie oft du schon deinen Drittversuch nutzen musstest! Und auch auf der Arbeit läuft es nicht besser. Du bist jünger als deine Kollegen und solltest deswegen schneller arbeiten. Stattdessen schaffst du gerade mal so viel wie die anderen in deinem Büro. Eigentlich hatte ich dich als fleißigen Menschen eingeschätzt. Im Moment tust du alles, um deinen Aufgaben zu entgehen. Gestern noch hätte ich geschworen, dass du eher 6 Stunden zum Unterricht laufen würdest, anstatt ihn zu versäumen. Heute schon muss ich lernen, dass du dich lieber in deinem Zimmer verbarrikadierst. Wärest du ans Handy gegangen, hätte ich dir das gerne alles im Privaten gesagt. So muss ich das mit deinen Eltern am Telefon tun. Dafür bist nur du verantwortlich. Krankheit hin oder her, du bist schuldig, Fräulein Sobota.«

»Warte Tutor«, flehte Gabriela. »Ich öffne die Tür und nehme das Telefon entgegen. Mir ging es wirklich nicht gut! Plötzlich hatte ich so schlimme Unterleibsschmerzen, konnte mich deswegen nicht mehr bewegen, aber alles gut! Das gehört eben dazu, ist ganz normal. Warten Sie noch einen Moment, ich stehe jetzt auf. Es dauert nicht mehr lange! Die

Krämpfe dauern immer mindestens drei Tage an, aber ich bin sie gewohnt. Dann fühlt es sich eben so an, als würde jemand mit einer Hand meinen Unterleib zusammenquetschen und anschließend Nägel in die Masse stecken. Das überkommt einen hin und wieder! Doch dann hat man trotzdem aufzustehen und zu arbeiten. Für Periodenschmerzen darf man nicht zuhause bleiben. Das weiß ich doch. Werfen Sie mein unangebrachtes Leiden nicht meinen Eltern vor! Was meine schlechten Zensuren und langsame Arbeit angeht: Niemand hat mir gesagt, dass es nicht reichen würden, wenn es nur reicht. Jetzt weiß ich es aber. Ich werde mich bessern und selbstverständlich den nächsten Zug erwischen. Gehen Sie ruhig schon vor. Ich komme nach und treffe Sie dann gleich im Büro an der Uni. Seien Sie bitte so gut und entschuldigen mich beim Chef und Professor. Beim nächsten Mal werde ich so wie sonst auch mein Leiden verbergen und stolz zur Arbeit kommen, als würden meine Schritte nicht wie Schnitte schmerzen.«

Ihre Worte überschlugen sich beinahe, so schnell sprach sie. In dem einnehmenden Anfall von Nervosität, schlug sie gegen den Bettkasten. Angestrengt lehnte sie sich an ihn, um endlich in eine stehende Position gelangen zu können.

Es war ihr ernst mit dem Aufstehen. Sie wollte sich endlich zum Schrank begeben, sich anziehen, den Hörer entgegen nehmen und den Tutor besänftigen. Schnellstmöglich wollte sie im Anschluss aus dem Haus treten, um den nächsten Zug zu erwischen. Insgeheim wünschte sie sich, dass sie jemand an ihrem Willen hindern würde. Ein Wunsch, den sie niemals laut auszusprechen gewagt hätte. Und doch lag er verborgen in ihren Gedanken, vielleicht auch nur in einer tiefen Furche ihres Herzens.

Mutter und Vater könnten womöglich beschließen, sie sei nicht für die Arbeit bereit. So wie früher, wenn ihre Eltern ihr das Fehlen in der Schule entschuldigt hatten.

Eine anderweitige Erlösung blieb aus, weswegen sie sich mit ihrer gesamten Kraft an den Kasten drückte. Zentimeter um Zentimeter schob sie sich in eine schmerzhaft sitzende Position; das Feuer, welches in ihrem Unterleib brannte, ignorierte sie wie immer. Anstatt auf ihr Leiden einzugehen, quälte sie sich als nächstes mit dem Versuch, den Stuhl zu erreichen. Greifen konnte sie jedoch nur die Stuhlbeine. Sie klammerte sich an diese und schob ihren Rumpf vorwärts, bis er zwischen den Beinen steckte.

In ihrem neuen Gefängnis fühlte sie sich wohl und hielt zum ersten Mal seit ihres Kampfes inne. Die vorangegangene Anstrengung entkam ihr in röchelnden Atemzügen, konnte aber nicht den Klang der dumpfen Stimme des Tutors übertönen.

»Was hat sie gesagt?«, erkundigte sich der Tutor. »Sie macht sich doch wohl nicht über uns lustig, oder?«
»Niemals!«, verteidigte sie ihre Mutter mit zitternder Stimme.
»Ganz bestimmt muss es zu einem Unfall gekommen sein und wir reden hier mit ihr, anstatt zu helfen. Greta! Greta!«, forderte sie beim geräuschvollen Wählen einer Telefonnummer.

»Mama?«, meldete sich die sanfte Stimme ihrer Schwester.

»Wähle den Notruf. Gabriela ist etwas Schreckliches zugestoßen, sie sollen auch einen Arzt schicken. Moment mal, hat Gabriela eben gesprochen?«

»Das klang nach einem Tier, aber vielleicht ist die Verbindung auch einfach nur schlecht«, antwortete der Tutor mit gelangweilter Stimme.

»Agnes! Agnes!« donnerte der Vater im Befehlstone.

Dabei klatschte er in die Hände, als würde er einen treuen Hund anstelle eines lebendigen Menschen zu sich beten.

»Bestelle einen Schlosser her!«

Greta wählte die 112, während Agnes die Nummer eines Schlossers googelte. Die beiden sprachen mit leisen

Stimmen am Telefon, wie es häufig war, wenn einem etwas unangenehm war.

Obwohl in der Wohnung reger Betrieb herrschte, breitete sich eine angenehme Ruhe in Gabriela aus. Auch wenn keiner ihre Worte begriff, hatten sie immerhin den Ernst aus diesen lesen können. Die Zuhörenden wussten, dass es ihr nicht gut ging und wollten daran etwas ändern.

Das schenkte ihr Hoffnung, immerhin schien es so, als wüssten zumindest ihre Eltern, was in einer Situation wie dieser zu tun war. Außerdem bestärkte es sie, dass solche Anstrengungen unternommen wurden, um ihr zu helfen. Mittlerweile gingen die Wartenden von einem Unglück und keinem Selbstverschulden aus. Das ließ sie besser fühlen. Gabriela war sich sicher, Schlosser und Rettungsdienst würden ihr die Lage erleichtern können. Vielleicht gab es eine Pille, die ihren Zustand rückgängig machen könnte? Das wäre ideal. Zweifelsohne würden die Eintreffenden mit ihr reden wollen, weswegen sie ihre Stimme räuspernd auf diesen Moment vorbereitete. Dabei gab sie sich Mühe, besonders leise zu klingen, damit Zuhörende nicht wieder von Tiergeräuschen sprachen.

Vor der Tür telefonierte niemand mehr. Womöglich waren die Eltern mit dem Telefon in das Wohnzimmer gegangen; da wäre ihr Warten bequemer gewesen. Oder aber sie hatten die Ohren an die alte Tür gelegt und hofften auf andere Lebenszeichen. Eben welche, die zu Gabriela gehören sollten, welche, die normal und vernünftig gewesen wären.

Gabriela plante ein Entgegenkommen. Sie stieß sich zwischen den Stuhlbeinen vorwärts und krabbelte zur Tür. Mit aller Kraft drückte sie sich gegen das Stück schönere Spanplatte, die sie von ihrer Familie trennte. Ihre Ärmchen, die sich gleich der Beinchen anfühlten, griffen nach der

Türklinke - an ihnen befand sich eine unbekannte klebrige Substanz und ermöglichten ihr eine aufrechte Position.

Diesen kurzen Moment des Triumphs nutzte sie wieder für ihr röchelndes Atmen. Sie bemühte sich mit den Ärmchen-Beinchen den Schlüssel umzudrehen; musste jedoch schnell feststellen, dass es ihr dazu an Muskeln fehlte.

In ihrer Not versuchte sie den Schlüssel mit dem Mund zu greifen. Aus unerfindlichen Gründen schienen ihr all ihre Zähne über Nacht ausgefallen zu sein. Vielleicht auch erst heute Morgen über den Schrecken verschlafen zu haben. So genau konnte sie das nicht beurteilen. Aber zumindest war ihr Kiefer kräftiger, als sie ihn in Erinnerung gehabt hatte. Mit der Hoffnung der Verzweifelte anzutreiben vermag, umschloss sie den Schlüssel im Mund und begann zu drehen. Eine unansehnliche dunkle Flüssigkeit rann ihr das Kinn hinab. Das verrostete Metall schmeckte wie Eisen oder war es das Blut, das ihre Mundhöhle flutete?

»Hat sie etwas gesagt?«, fragte der Tutor am Telefon. »Ich glaube, sie öffnet die Tür.«

Gabriela verstand das als Zuspruch; besser wäre, ihre Eltern hätten die guten Absichten ebenfalls erkannt: »Weiter so, Gabriela«, hätten sie rufen sollen. »Öffne das Schloss, beiß dich fest!«

Sie konnte sich vorstellen, wie die anderen auf sie warteten und sich über ihren Erfolg freuen würden. Energischer umschloss sie den Schlüssel, verzweifelter drehte sie ihn um, bis schließlich ein Klacken ihren Erfolg ausrief.

Süße Erleichterung durchströmte sie: »Selbst ohne die Feuerwehr habe ich die Tür aufbekommen.«

Mit dem Kopf drückte sie die Klinke runter. Da sie noch immer am Griff hing, war sie für die Wartenden weiterhin nicht zu sehen. Zentimeter um Zentimeter schwang die Tür knarzend auf. Gabriela ließ sich fallen und robbte zur

Schwelle, die sie von ihrer Familie trennte und hob den Kopf in das Sichtfeld der Versammelten.

Das Piepen, welches das Ende eines Telefonats ankündigte, durchriss die anhaltende Stille. Es erinnerte Gabriela an rückwärtsfahrende Lkws und Krankenhausgeräte. Ihre Mutter – die in ihrem Pyjama gekleidet auf das ausstehende Aufstehen ihrer Tochter gewartet hatte – schaute zuerst zum Vater, trat dann jedoch auf Gabriela zu und ließ sich auf die Knie fallen, als wollte sie zu dem Gott, an den Gabriela nicht mehr glaubte, beten.

Ihr Vater stand weiterhin aufrecht, Wut zierte seine sonst stets ernsten Gesichtszüge. Sie ließ ihn jünger und kräftiger wirken. Er öffnete den Mund, sodass Gabriela mit Anweisungen seinerseits rechnete, eigentlich auf diese hoffte. Doch der alte Mann brachte keinen Ton heraus. Statt zu sprechen, schlug er die Hände vor das Gesicht, als fürchtete er um jedes Wort, das er an Gabriela verlieren könnte. Erst als sie dumpfes Schluchzen hörte, begriff sie, dass ihr Vater weinte. Sie hatte ihn noch nie weinen gesehen.

Gabriele legte bei diesem sonderbaren Anblick den Kopf schief. Das Schulgebäude auf der gegenüberliegenden Straßenseite warf Schatten in das kleine Zimmer und tauchte sie in unheilvolles Grau. Aber auch an anderen Orten hätte der Regen, der sich wie ein nicht enden wollender Vorhang vor dem Fenster ergoss, nötiges Sonnenlicht abgeschirmt. Nötig wäre es gewesen, um den Eindruck bester Ordnung zu vermitteln. Der Dunkelheit gehörten tiefsinnige Gespräche, Ängste und Monster.

Vielleicht war die Dunkelheit an diesem Morgen ausnahmsweise von Vorteil. Leere Pfandflaschen stapelten sich in einer Ecke des Zimmers und zusammengeknüllte Brötchentüten säumten neben leeren Take-away Schalen den Tisch und begruben die Uninotizen.

Gabriela wollte nicht weiter in ihr Zimmer starren, nur um weitere Unordnung zu entdecken, weswegen sie den Blick den Flur hinunter starr geradeaus richtete. Da an der Wand hing ein Bild von Gabrielas Abiturzeugnisvergabe, die sie als Absolventin und hochschulzugangsberechtigt auswies. Mit der linken Hand streckte sie die blaue Mappe, in der sich das Zeugnis befand, dem Fotografierenden stolz entgegen.

An dem Tag hatte sie ein langes Abendkleid getragen. Grüner Satin war ihren Körper hinabgeflossen und in sanften Wellen über den Boden gerutscht. Neben dem Bild war die Treppe, die hinab in das Wohnzimmer führte.

»Also«, sprach Gabriela als erste und einzig Gelassene.
»Zunächst muss ich mich anziehen, dann meine Notizen sortieren und zum Bahnhof laufen, um den nächsten Zug zu erwischen. Darf ich dann gehen, dürft ihr mich gehen lassen?«

Gabriela ärgerte sich den Tutor nicht mehr am Telefon zu hören. Sie hätte ihm gerne ihren arbeitsfähigen Zustand versichert. Immerhin sollte er doch ein gutes Wort für sie bei den Höhergestellten einlegen und unbedingt davon berichten, wie ernst es ihr mit der Arbeit und dem Studieren war. Ansonsten hätte sie sich kaum mit dem Schlüssel rumgeschlagen oder dem Schmerzmeer und dem Leidberg.

Unwohlsein war natürlich, sofortige Besserung notwendig. Da kam es eben mal vor, dass man unter schlechten Umständen den Dienst antrat. Das war nur vernünftig so.

Gabriela hatte das häufig genug getan, nicht? Doch ganz gewiss. Deutlich vehementer hatte sie sich in ihre Aufgaben geschmissen, wann immer es ihr schlecht ging. Sie sah es als ihre Pflicht an zu gehorchen. Nicht nur, weil sie ihre Stellung brauchte, um die Schulden ihrer Familie abzubezahlen.

Sie hatte ohnehin keinen einfachen Stand im Büro. Da liebte man die Studierenden nicht, das wusste sie. Man

dachte, sie verdienen viel Geld und gehen ständig feiern. Für die Kollegen gibt es auch wenig Gründe, dieses Vorurteil zu überdenken. Der Tutor aber, er war selbst Studierender und arbeitete zeitgleich im Büro; er wusste das ganz gewiss, vermutlich wusste er es sogar besser als der Chef.

Sicherlich wird ihm nicht entgangen sein, dass ihre Kollegen über die Studierenden lästern, die bloß drei Tage in der Woche im Büro saßen und zwangsläufig an zwei außer Hörweite waren, wenn man sich über die angehenden Akademiker lustig machte, ohne dass sie sich hätten verteidigen können. Hin und wieder hörte Gabriela die geflüsterten Anschuldigungen, sah die missbilligenden Blicke, schmeckte den Hohn in der Luft. Doch dann war sie zu erschöpft, um Erklärungen vorzubringen.

Hätte sie doch nur den Tutor mit diesen Gedanken zum Chef schicken können. Da er aufgelegt hatte, war ihr das nicht mehr möglich. Eine Sekunde nur musste der Tutor auf den kleinen Knopf gedrückt haben, der sie voneinander trennte.

Vielleicht könnte Gabriela ihre Eltern davon überzeugen, ihn erneut anzurufen, vermutlich würde er dann aber nicht mehr rangehen. Es war schwieriger, jemanden telefonisch zu erreichen, anstatt ihn einfach von der Straße zu zerren. Der Tutor hatte deutlich gemacht, dass er Gabrielas Position nicht anhören wollte, da konnte sie noch so viel über die Distanz hinweg zu erklären versuchen, ihre Botschaft würde nicht ankommen. Ach, hätten die Eltern ihn nur ein kleinwenig besser zu beschwichtigen gewusst, dann wäre er vielleicht lang genug am Hörer geblieben, damit Gabriela eine Chance zur Erklärung gehabt hätte.

Mutter und Vater verstanden nicht viel von der Hierarchie im Büro und den Dingen, die man sagte, weil sich das eben gehörte und nicht, weil sie gesagt werden mussten. Sie glaubten Gabriela in einer sicheren Position. Warum auch

nicht? Gabriela hatte nie von dem Leistungsdruck berichtet. Nie erklärt, wie er sich als nagende Unruhe durch ihren Körper fraß, bis sie nur noch morgens, kurz nach dem Aufstehen verstand, wie sich Frieden einmal angefühlt haben musste. Ausgerechnet diese teuren Sekunden waren ihr an diesem Morgen nicht vergönnt gewesen.

Ihre Sorgen erkannten Eltern und Schwester bei Gabrielas Eifer als gut versorgt. Die eigenen Ängste hatten sie zu den Akten legen können. Gabriela hätte sich gewünscht, ihr ginge es genauso. Wenn ihre Schwester womöglich ans Telefon gegangen wäre, hätte sie den Tutor noch erwischen und das jetzige Problem abheften können.

Ihre Schwester hatte eine wunderbare Singstimme, eine ungewöhnlich angenehme Sprechstimme. Der Tutor wäre an ihren Lippen wie an Honig kleben geblieben, so sanft konnten ihre Worte sein. Aber die Schwester hatte sich eben hinter Emojis auf WhatsApp versteckt und der Tutor aufgelegt.

Daran gab es nichts zu ändern, Gabriela musste – wie immer – handeln.

Gabriela musste zumindest versuchen, den Tutor zu erreichen. Im Flur würde das Telefon wieder auf der Station stehen. Dem Vater, einem ordentlichen Herrn, war es äußerst wichtig, dass Dinge zurück an ihren rechtmäßigen Platz gestellt wurden. Wenn Gabriela sich beeilte, würde sie ihn vielleicht erreichen können, bevor er Chef und Professor informierte.

In ihrer Eile vergaß sie, dass der Tutor Gabriela vermutlich wieder nicht verstehen würde und huschte aufgeregt auf den Flur hinaus.

Sie versuchte zu laufen, wie sie es immer schon getan hatte, fiel jedoch zu Boden und fand einen angenehmen Halt unter ihren Beinchen. Sie bemerkte, wie richtig sich diese Position anfühlte. Plötzlich wollten ihre Beine sie tragen; so

hatte sich Laufen vor diesem Morgen für sie angefühlt. Das hier war natürlich. Sicherlich würde es ihr bald besser gehen, wenn das Fortbewegen kein so großes Übel mehr darstellte.

Sie kam ihrer Mutter näher und hätte Ansporn erwartet; wurde jedoch stattdessen mit Verwunderung bedacht.

Gabrielas Mutter sprang beiseite, als fürchte sie ihre eigene Tochter. Den Menschen, der doch zumindest zur Hälfte und schon immer ihr Fleisch und Blut gewesen war.

»Oh Gott, Hilfe!«, schrie sie beim Anblick Gabrielas.

Sie setzte sich in der Küche hin, wie sie es immer tat, wenn ein Schrecken das Haus plagte. Gabrielas Mutter war selten diejenige, die Pläne schmiedete, noch seltener diejenige, die sie ausführte. Dafür hatte sie immerhin ihre Tochter.

Die Mutter musste ein besonders erschreckender Schrecken gepackt haben, denn sie störte sich nicht einmal daran, dass aus ihrer Kaffeetasse das dunkle Getränk auf die Marmorfliesen der Küche tropfte.

An jedem anderen Tag hätte sie den Kaffee sofort weggewischt; Imperfektes durfte in diesem Haushalt nicht ausgestellt werden.

Gabriela versuchte ihre Mutter zu beruhigen. Doch ihre Beschwichtigungsversuche wurden offensichtlich missverstanden.

Die Frau, die sie einst geboren hatte, rannte vor Gabriela davon. Schreiend versteckte sich die Mutter in den Armen ihres Mannes. Ihre Eltern würde Gabriela später trösten müssen. Viel wichtiger war es, den Tutor zu kontaktieren. Würde dieser vielleicht sogar über diesen Vorfall twittern?

Eine Woge der Erleichterung ergriff sie, als ihr wieder einfiel, dass niemand mehr Twitter nutzte, nachdem Elon Musk es in X umbenannt hatte. Facebook war schon lange tot und Instagram lag im Sterben. Nur TikTok bliebe ihm als Möglichkeit der Zurschaustellung der absonderlichen Geschichte um Gabrielas Zustand übrig.

Gabrielas Herz flatterte wild in ihrer Brust. Ein Video über sie könnte den sozialen Ruin ihrer Familie bedeuten. Und bekanntlich folgte auf diesen der finanzielle. Ihre Sorge ließ sie aufgeregt hüpfen. Mühsam versuchte sie mit dem Mund nach dem Telefon zu schnappen.

Den Vater musste Gabrielas Eifer verwirren. Anders konnte sie sich nicht erklären, warum er selbst nach dem Telefon griff und es sich anschließend in seine Hosentasche drückte.

Ob der Mann den Ernst der Lage nicht begriff?

„Verschwinde“, wies er Gabriela an.

In seiner Stimme loderte Zorn, doch es war der enttäuschte Unterton, der sich auf Gabrielas Panzer legte und sie unter einer ätzenden Säuredecke begrub.

„Wertloses Ding“, grollte es erneut.

Dieses Mal begleiteten laute Tritte seine Beschimpfungen. Sie verliehen seinen Worten einen schmerzhaften bekannten Rhythmus.

Da stand der Vater und hatte in der Hosentasche alles, was Gabriela ersehnte, bewaffnet mit allem, was Gabriela schmerzte. Sie versuchte es ihm zu erklären, ihre Misere. Doch er ließ sich nicht erweichen. Antwortete auf ihr Flehen mit Worten so abscheulich, dass er für diese vermutlich auf allen toten oder nicht toten Social-Media-Plattformen gemeldet werden würde.

In der Küche zurückgeblieben hatte die Mutter zu singen begonnen. Ein Wiegenlied, das zunächst sanft klang und immer weiter anschwell. Wie eine Knospe, die sich im Sonnenlicht öffnete. Bald schon passte die Mutter ihr Tempo an die Schritte des Vaters an. Das Lied klang schön und unheimlich zugleich und begleitete des Vaters Hasstirade.

Gabriela versuchte zurückzuweichen, kam jedoch nur langsam von der Stelle. Schnell drehte sie sich um und setzte zu einer schnelleren Flucht an. Der Vater musste ihre Vorhaben durchschaut haben, denn unter seine Flüche

mischten sich bestätigende Worte. Eine ungewöhnliche Kombination, die Gabriela bis vor ihre Zimmertür begleitete.

Angestrengt presste sie sich zwischen den Türspalt und schaffte es doch nur, den Kopf in den Raum zu zwängen, der heute Morgen noch als einziger ihren Zustand hätte bezeugen können. Da waren wieder des Vaters Worte. Lauter, drängender klatschte er ihr diese entgegen, bis sie glaubte, Peitschenhiebe seien Streicheleinheiten gegen diese.

„Womit habe ich eine Tochter wie dich verdient? Welche Sünden habe ich begangen?“

Gabriela spürte Druck auf ihren Beinchen, Schmerz flutete ihr Bewusstsein, als sie sich weiter voran zwang.

„Du bist kein Kind. Du bist eine Bestrafung“, rief der Vater aus.

Das war genug Ansporn gewesen, um Gabriela ins Zimmer zu befördern. Gerne hätte sie sich bei ihm bedankt, doch sie fürchtete, dafür fehlte es ihr an Luft.

Vor ihren Augen tanzten dunkle Flecken, Rücken und Bauch fühlten sich gequetscht an und ihre Beine konnte sie zurzeit nicht spüren. Ein Lächeln stahl sich auf ihre Lippen.

So fühlte sich Triumph an. Gabriela hatte geschafft, was ihr Vater verlangt hatte. Die Flucht in ihr Zimmer war ihr geglückt. Es dauerte einige Sekunden, bis ihr angestregter Atem sich normalisierte. In der Raummitte angekommen schwebte sie in ihrem Schwindel und dem Erfolg, bis die Stille ihr wieder alles nahm.

Kapitel 2

Gabriela war in einen tiefen Schlaf gesunken, dem sie erst wieder entkam, als jemand im Nebenzimmer die Tür schloss. Auch ohne Störung wäre sie sicherlich bald aufgewacht. Zumindest fühlte sich Gabriela so ausgeruht wie schon lange nicht mehr.

Im Moment, da kein Regenschleier die Sicht aus dem Fenster verbarg, fiel das Licht der Straßenlaternen ungestört in ihr Zimmer ein. Der Schein war kühl und verlieh den Möbeln im Raum ein staubiges Aussehen.

Bei den unsortierten Notizen auf ihrem Schreibtisch hätte es sich auch um Geisterfetzen handeln können. So fremd und fern erschien ihr, was sie studierte. Unter Mühen zwang sie sich Richtung Tür. Kopfschmerzen pochten unangenehm hinter den Schläfen und drückten beim Auftreten ihrer Beinchen besonders stark gegen die Schädeldecke.

Gabriela ächzte, während sie mit ihren Fühlern den Weg voran ertastete. Ihre Beine waren durch das Drängen des Vormittags beschädigt worden. Eines spürte sie nicht einmal mehr. Leblos schleifte sie es über den Teppich. Am schlimmsten jedoch hatte es Bauch und Rücken erwischt. Purpurne Blutergüsse hatten sich auf ihrem Torso gebildet und markierten die Stellen, an denen ihr Fleisch sich der Tür hatte beugen müssen.

Es war der Duft von Essen gewesen, der sie Richtung Türschwelle lockte. Greta musste eine Schale mit Reispudding für Gabriela drapiert haben. Könnte sie lachen, dann wären ihr Laute über die Lippen geperlt, so sehr freute sie sich über den Anblick.

Ihr Magen knurrte über die Leere und spornte sie an, sich gleich kopfüber in die Schüssel zu stürzen. Enttäuscht zog sie ihn zurück, als sie feststellte, wie widerlich ihre einstige tägliche Mahlzeit schmeckte. Sie würgte den Brei gleich wieder hervor.

Enttäuscht und geschwächt robbte Gabriela zurück in die Raummitte, wo sie sich fallen ließ. Ihre Schwester musste es gut mit ihr gemeint haben, als sie das Essen in das Zimmer gebracht hatte. Gabriela hätte es gerne ihr zur Liebe heruntergezwungen, wusste jedoch auch, dass sie zurzeit zu geschwächt war, um der Jüngeren etwas vorspielen zu können.

Normalerweise war das Haus erfüllt von allerlei Leben. Der Vater las im Wohnzimmer Zeitung, wie es sich für einen Herren von Bildung gehörte. Die Mutter lauschte anschließend den Ansichten des Vaters, diskutierte mit ihm, wo es richtig war, während die Schwester das Gespräch musikalisch untermalte. Die drei bildeten das perfekte Bild einer Familie. Jetzt aber schwieg das Bild.

Obwohl die Wohnung nicht leer sein konnte, befand sich scheinbar niemand der Wohnenden auf dem für sie vorgesehenen Fleckchen Bühne im Wohnzimmer.

„Wie leise sie leben“, dachte Gabriela und sinnierte über die Umstände ihrer Familie.

Es war ihr zu verdanken, dass die Sobotas in einem so schönen Haus wohnten. Gabriela glaubte, es sei auch ihre Aufgabe, dass die Sobotas in dem so schönen Haus lebten.

Wie sollte sie den Ärger des Morgens vertreiben, damit das Bild ihrer Familie wieder an Ton gewann? Unruhig krabbelte Gabriela über den Teppichboden und versuchte dabei den Fragen, die sich in ihren Kopf drangen, geflissentlich auszuweichen. Zumindest für einen kurzen Augenblick wollte sie sich nicht um ihre Familie sorgen. Hier in der Dunkelheit konnte sie sich die Wahrheit klangheimlich eingestehen.

Im Verlauf des Abends wurde Gabrielas Zimmertür immer mal wieder geöffnet und schneller wieder geschlossen. Offenbar traute sich jemand nicht so recht, sie zu besuchen.

Gabriela positionierte sich vor der Tür und wartete das nächste Mal ab. Sie wollte herausfinden, wer da so

unschlüssig war. Doch von da an öffnete niemand mehr die Tür und sie wartete umsonst. Immerhin bemerkte sie dadurch, dass der Schlüssel, mit dem sie sonst ihre ruhigen Morgen gesichert hatte, entwendet worden war. Jemand musste ihn auf der anderen Seite ins Schloss gesteckt haben, denn außer durch den Türspalt drang kein Licht in das Zimmer hinein.

Irgendwann dann hörte Gabriela Schritte. Leichtere, leisere, die ganz anders waren als der Gang des Vaters am Morgen. Schritte so schleichend, sie hätten in ihr Geisterzimmer gehören können. Insgeheim wusste Gabriele jedoch, dass nichts, was außerhalb ihres Zimmers lag, in diesen Raum gehörte, der zum Sinnbild ihrer Existenz geworden war.

Die gewaltigen Möbel machten ihr Angst, die hohe Decke lehrte sie Furcht. Zitternd presste sich Gabriela in den flauschigen Teppich, als erwarte sie zwischen den Fasern Schutz. Ihre Sorgen waren ihr peinlich, so primitiv waren sie. Hier ging es nicht um Noten oder Posts, sondern um etwas so Formbares wie die eigene Umwelt.

Unfähig ihre Unruhe abzuschütteln, kroch sie unter ihr Bett. Von hier aus beobachtete sie, wie auf dem Flur das Licht endgültig gelöscht wurde. Die letzten Schritte verklangen und die Nacht brach ein. In ihrem Versteck blieb sie trotz unruhigen Schlafes und anhaltenden Hungers. Gabriela war sich sicher, ihre Lage mit genug Ruhe bewältigen zu können.

Zunächst einmal sollte ihre Familie nicht weiter unter ihr leiden müssen, das war die größte Sorge. Gabriela wäre auch nicht mit Trauern geholfen. Würde jemand kommen, um ihr zu helfen, wäre es zumindest dem Vater unangenehm, Gabriela verheult zu sehen. Nein, dem strengen Mann würde es nicht gefallen, seine Tochter in einem so schwachen Zustand zu beobachten.

Erst am nächsten Tag wagte es jemand, die Zimmertür zu öffnen. Gabriela war glücklicherweise von dem Klacken des Türschlosses geweckt worden. So konnte sie zuschauen, wer da zögerlich den Kopf in den Raum steckte. Es war ihre Schwester, die da ausgehört den Raum nach ihr absuchte.

Gabriela unterdrückte den Drang erleichtert auf sie zuzueilen. Es war ihre Sorge um das Mädchen, die sie zurückhielt. Dem Vater war der Anblick Gabrielas am ehesten zuzumuten.

Gabriela las in den Gesichtszügen der Schwester Verwirrung. Sie musste wohl auf der Suche nach Gabriela sein. Verwirrung wich Schock, als Augen das Ziel fanden. Eine Sekunde später fiel die Tür wieder ins Schloss und trennte somit Schwestern.

Kurz darauf wurde die Tür wieder geöffnet. Leise schabte das Holz über den weichen Teppich. Gabriela beobachtete, wie die Schwester vorsichtig das Zimmer betrat. Das Mädchen legte den Kopf nachdenklich schief, offenbar fiel ihr auf, dass der Reispudding nicht Gabrielas Geschmack getroffen hatte.

Gabriela ertappte sich dabei, wie sie sich wünschte, man würde ihr etwas anderes in das Zimmer bringen. Ein Wunsch, den sie niemals laut ausgesprochen hätte. Lieber wäre sie verhungert, als weitere Umstände zu bereiten. Es war schon peinlich genug, dass sie die Mahlzeit hatte stehen lassen.

Die Schwester aber schien Gabrielas Not zu erkennen. Rasch zog sie ein Taschentuch aus ihrer Jeans hervor und hob damit Schüssel und Tasse an. Gabriela hoffte inständig, die Schwester würde mit etwas anderem zurückkehren. Die Tür blieb einen Spalt offen und befeuerte Gabrielas Grübeleien. Womit das Mädchen wohl zurückkehren würde?

Gabriela wäre nie auf die tatsächliche Antwort gekommen. Sie staunte über das gute Herz ihrer Schwester, welches wie bei so vielen Menschen häufig übersehen wurde. Die Jüngere hatte ein Tablett mit verschiedensten Speisen gebracht, damit nur ja etwas für Gabriela dabei sein würde.

Das Mädchen legte ein paar Seiten der Zeitung des Vaters auf den Boden - eine alte Ausgabe, nichts Wichtiges - und drapierte auf dem Papier verdorbenes Gemüse, Suppenknochen, einige Nüsse, einen weiß angelaufenen Käse, den Gabriela eigentlich vor einigen Tagen hatte wegwerfen wollen, trockenes Brot und frisches, das mit Butter beschmiert worden war. In der Reispuddingschüssel schwappte klares Wasser umher, bis es sanft auf den Boden neben die Zeitung abgesetzt wurde. Gabrielas Hunger nahm von ihr Besitz, denn die vorherige Vorsicht vergessend, stürzte sie sich auf das Mahl.

„Müsste ich mich nicht zurücknehmen?“, fragte sie sich, während sie den Pelz vom Käse anknabberte.

Sie wollte kaum glauben, dass sie ihn beinahe weggeworfen hätte, wo er nun von allen Speisen am verlockendsten duftete. Als nächstes machte sie sich an das Gemüse und nagte ab, was an den Knochen klebte. Den Rest ignorierte sie. Er wirkte nicht genießbar auf sie und in Anbetracht der anderen Dinge hatte sie es nicht nötig, diese Vermutung zu testen.

Sie weinte, so glücklich war sie darüber, dem Hungertod entkommen zu sein. Hätte sie noch tippen können, dann wäre dies der perfekte Moment gewesen, um eine Story zu posten. Wo war ihr egal, wenn es sein musste, hätte sie Snapchat genutzt, um der Welt von diesem Glücksmoment zu berichten.

Gesättigt und zufrieden blieb sie auf ihrem Fleckchen liegen. Dass die Schwester sich entfernt hatte, bemerkte Gabriela erst, als das Türschloss zufiel. Dieses Geräusch

holte sie zurück in die Gegenwart. Rasch krabbelte sie erneut unter ihr Bett. Von ihrer Position aus konnte sie beobachten, wie das Mädchen zurück ins Zimmer kam, um die Reste auf dem Boden aufzukehren. Selbst das Essen, welches frisch war, landete in der Schale eines Plastikkehrblechs aus dem Euroladen.

Zweimal täglich schlich sich die Schwester fortan herein, um Gabriela Essen zu bringen. Morgens, wenn die Eltern noch schliefen und kurz nach dem Mittagessen, wenn sich Mutter und Vater zur Ruh legten und die Putzfrau anderweitig beschäftigt war. Ganz bestimmt wollten auch die Erwachsenen nicht, dass Gabriela an Hunger sterben würde. Doch bedachte man das Mahl, konnte man es ihnen nicht verübeln, dass sie nicht gerne dabei waren. Zumindest konnte Gabriela es ihnen nicht verübeln.

Gabriela erfuhr nicht viel von dem, was in der Wohnung geschah. Die Schwester sprach nicht zu ihr und sie selbst hätte auch keine Worte gefunden, um ihren Zustand in passenden Lauten darzustellen. Einzig Seufzen hörte sie frequentiert. Mal klang es gequält, mal genervt, mal mitfühlend, aber immer leise.

In diesem Haus litt man allein und in Ruhe. Das wusste sie am besten.

Es dauerte einige Tage, bis sich die Familie an die neuen Umstände gewöhnt hatte. Zumindest vermutete Gabriela, dass die wenigen Sätze, die hier und da aufzuschnappen waren, auf Gewöhnung zurückzuführen waren. Die Familie konnte damit leben, Gabriela in ihrem Zimmer unter Verschluss zu halten. Das war gut.

Meistens hörte sie ihre Schwester. Manchmal sprach das Kind wie zu sich selbst und kommentierte die Essgewohnheiten der Älteren. Der vertraute Klang stimmte sie freudiger, tat jedoch nichts gegen die Neugierde, die tief in ihr brannte.

Ganze zwei Tage lang sprach die Familie beim Essen darüber, wie sie sich in Bezug auf Gabrielas Zustand verhalten sollten. Letztendlich beschloss man keinen Arzt zurate zu ziehen. Der hätte womöglich etwas Psychisches feststellen können. Der Vater schrie bei dieser Möglichkeit auf. Nicht die Feststellung bereitete ihm Unbehagen, nein, es war die Dokumentation. Einmal eingetragen würde die ICD-10 Kennung F32 nicht mehr aus den Akten verschwinden. Gabriela könnte dadurch keine Berufsunfähigkeitsversicherung mehr abschließen und wer sollte dann für die Familie sorgen? Gabriela erschrak bei dem Gedanken, sie könne ihre Familie nicht mehr ernähren. So weit durfte es nicht kommen, auf keinen Fall. Sie war glücklich, als sie die Singstimme der Mutter zustimmen hörte.

Man beschloss beim Arzt um ein Attest aufgrund von schlimmen Rückenschmerzen, M54, zu bitten. Hauptsache der Kennung wurde kein F vorangestellt, bloß nichts Psychisches, da war es besser Ungeziefer zu bleiben und Ungeziefer zu fürchten.

Es waren immer zumindest zwei Personen in der Wohnung und niemals niemand. Ein klarer Hinweis auf Furcht. Die Putzfrau hatte bald darauf um eine Entlassung gebeten. Angefleht hatte sie die Mutter, welche ihr den Wunsch erfüllte, nachdem die Hilfe versprach, keiner Menschenseele von den Vorkommnissen in der Wohnung zu berichten. Unter dankbaren Schluchzern ging die Putzfrau. Dadurch fielen alle Aufgaben im Haushalt Mutter und Schwester zu.

Da niemand mehr Appetit hatte, brauchten sie sich zumindest keine Mühen beim Kochen zu machen. Essen war zu einer Notwendigkeit geworden. Es interessierte niemanden mehr, ob es jeden Tag das Gleiche gab. Jetzt verstanden sie wohl, wie Gabriela früher jeden Morgen Reispudding hatte frühstücken können. Wenn nichts mehr Geschmack hatte, war jeder Aufwand zu groß. Effizienz in

der Küche war das einzig erstrebenswerte, schnell musste es gehen und einen am Leben halten. Das reichte.

Täglich bekam Gabriela mit, wie sie sich zum Essen aufforderten. Müde Versuche aufeinander acht zu geben, die nie von Erfolg gekrönt wurden.

„Danke, ich bin satt“, antworteten sie, als hätten sie vorher Hunger gespürt.

Niemand sprach davon, wie sie sich fühlten, denn danach fragten sie nie.

Am Morgen des sechsten, vielleicht auch siebten Tages seit Gabrielas Erkrankung, zog der Vater fünf dicke Aktenordner aus dem Schrank unter dem Fernseher im Wohnzimmer hervor. Auf dem Küchentisch schlug er sie auf und blickte auf das, was ihnen geblieben waren: Amtsbriefe, Sparbücher und Kontoauszüge. Immer wieder zupfte er Kassenbons aus Klarsichthüllen und überprüfte verblasste Steuerbescheide. Anschließend sortierte er die Papiere, ehe er die Ordner geräuschvoll zuklappte und wieder im Schrank versperrte.

Gabriela lauschte erleichtert seinen Bemühungen. Nun konnte sie sich sicher sein, dass die Familie nicht untergehen würde. Der Vater überlegte bereits, wie man sie ernähren könnte. Gabrielas Ausfall musste nicht den Fall der Sobotas nach sich ziehen. Ihr Vater würde Anträge beim Amt stellen können, um Hilfe zu erhalten. Nachdem er mit seinem Kiosk insolvent gegangen war, hatte Gabriela geglaubt, der Mann hätte alle amtlichen Unterlagen aus Frust vernichtet.

Jetzt wusste sie es besser. Das Glück darüber, dass sie keine neuen Geburtsurkunden beantragen würden müssen, lies sie erleichtert aufseufzen.

Als Antwort auf des Vaters finanziellen Ruin, hatte Gabriela sich in die Arbeitswelt gestürzt und zum Glück Anstellung gefunden. Solange man bereit war, sich tüchtig unter Wert zu verkaufen, erhielt man eigentlich überall eine Anstellung. Die

Schande lag darin, dass man dann auch gezwungen war, diese Stellen anzunehmen. Selbst das Gehalt als duale Studentin hatte einen erheblichen Einfluss auf die Lebensqualität der Familie gehabt. Zu diesen Zeiten, als es noch nicht selbstverständlich gewesen war, dass Gabriela alle ernährte, wurde ihr für ihren Einsatz und die unzähligen Überstunden gedankt.

Sie erinnerte sich an das Lob, in dem sie dieser Tage badete, die Wertschätzung, die sie in die Luft hob. Es hatte nicht lang gedauert, bis sie wieder trocken auf den Boden trat. Die Familie hatte sich allzu schnell daran gewöhnt, sich auf Gabriela verlassen zu können. Es war nicht mehr ihr Opfer, das sie alle am Leben hielt, sondern ihre Aufgabe.

Lediglich die Schwester begegnete Gabriela mit der warmen Dankbarkeit, die sie ihr auch zu Beginn des Leidens gezeigt hatte. Um dem Mädchen die Gefühle zurückzahlen zu können, sparte Gabriela im geheimen für Musikunterricht. Die Schwester lebte für das Violinenspiel, nichts auf der Welt bereitere ihr so viel Freude. Koste es, was es wolle Gabriela war gewillt, die Schwester nächstes Jahr zur Hochschule zu schicken, damit diese Musikpädagogin werden würde.

Zumindest die Jüngere sollte einen Beruf ausüben, der sie erfüllte. Ihre Leidenschaft, das versprach sich Gabriela im Stillen, würde nicht ausbrennen.

Dass die Schwester von diesem Beruf träumte, wusste Gabriela sehr wohl. Wenn die beiden gemeinsam in die Stadt gingen, um kleinere Erledigungen zu unternehmen, dann hatte das Kind häufiger mal von der Musikhochschule erzählt. Ihre Eltern hatten den Ton der Begeisterung, der ihre Ausführungen stets begleitete, nie richtig erkannt. Schlimmer noch, man schimpfte auf die Künstler. Die da ohne vernünftige Lehre glaubten, für fadenscheiniges Talent bezahlt zu werden.

„Sie ändern nichts an der Welt“, pflegte der Vater zu sagen.

Er war überzeugt davon, im Recht zu sein. Gabriela wusste, dass er es nicht war. Ihm zu widersprechen wagte sie jedoch nicht. Deswegen war es ihr so wichtig gewesen, ihre Pläne für die Schwester nicht mit den Eltern abzusprechen.

Gabriela hatte sich vorgenommen Heiligabend vor versammelter Familie ihre Absichten zu erklären. An Feiertagen waren die Eltern für gewöhnlich verträglicher gestimmt. Da kam es ihm häufiger mal in den Sinn, dass Familie das höchste Gut war. Eine Lebensansicht, die Gabriela verinnerlicht hatte.

Mit solchen und ähnlichen Gedanken vertrieb Gabriela sich die Zeit, während sie auf Besserung wartete und nicht die Geräusche im Haus interpretierte. Wenn der Schlaf sie dann in ihrer allgemeinen Müdigkeit endlich übermannte, schlug sie mit dem Kopf auf den Boden. Dann wachte sie meist wieder auf und schämte sich für den dumpfen Schlag, den sie verursachte und der von den anderen zweifelsohne zu hören war. Sie schämte sich, die Familie an ihr Leid zu erinnern. Besser wäre es gewesen, niemand hätte von ihr gewusst.

„Was sie wieder macht?“, fragte der Vater dann.

Die Stimme näher, ganz so, als würde er im Flur auf ihre weiteren Schritte horchen.

Immerhin hörte Gabriela eines Tages von Geldrücklagen, die der Vater in weiser Voraussicht beiseitegeschafft hatte, ehe das Finanzamt sie ihnen hätte abnehmen können. Dann war da natürlich ein Rest ihres Gehaltes, welches sie nie für sich selbst ausgab und sich daher auf ihrem Konto angehäuft hatte. Es war gut von ihr gewesen, so viele Überstunden zu machen. Im Notfall gäbe es dann noch immer die Staatshilfen. Gabriela freute sich über diese Reserven so sehr, dass sie dem Vater für das Verheimlichen nicht einmal böse war. Sie hätte natürlich darüber wütend sein können,

dass das Geld nicht genutzt worden war, um seine Schulden vollständig zu begleichen, die Gabriela monatlich abstotterte.

Aber sie war schlau genug, den Wert dieser geheimen Rücklagen zu erkennen. Auch wenn es nicht reichen würde, um die Familie ihr Leben lang zu versorgen, so könnte es reichen, um sie ein, womöglich zwei Jahre über Wasser zu halten.

Sie mussten Arbeit finden. Das stand außer Frage. Wer aber sollte den Lebensunterhalt einholen können? Der Vater war zwar gesund, aber im Rentenalter. Ein halbes Jahrzehnt schon hatte er nicht mehr gearbeitet und würde sich wohl kaum mit dem Sammeln von Pfandflaschen zufriedengeben.

Die Mutter war weniger stolz, dafür schwächer. Seit Langem litt sie bereits an Asthma, schnaufte durch die Wohnung und versuchte die Anstrengung, die ihr jegliche Bewegung abverlangte, zu verbergen.

Ihre Schwester war zu jung, um arbeiten zu gehen. Und überhaupt gönnte Gabriela ihr weitere Jahre voller kindlicher Naivität. Sollte doch zumindest das Mädchen vor den Anstrengungen der Erwachsenen verschont bleiben und sich stattdessen nur damit auseinandersetzen, was sie am liebsten anzog, wann sie aus dem Bett aufstand, wie sie im Haushalt helfen könnte oder welches Stück sie am Abend auf der Violine spielen sollte. Gabriela hätte am liebsten laut aufgeschrien, so leidig war ihr die Vorstellung, die arme Schwester müsste die gesamte Familie ernähren.

Über diese Vorstellung grübelte sie häufig und schlief dadurch nur noch weniger. Es vergingen Stunden, in denen sie die violetten Bettbezüge beäugte und sich über die missliche Lage ihrer Familie grämte.

Hin und wieder kletterte sie auf das Bett, um aus dem Fenster hinaus auf die Straße zu blicken. Eine alte Angewohnheit, die mit der vergehenden Zeit an Reiz verlor.

Bald schon konnte sie nicht einmal mehr die Straßenlaterne vor dem Haus ausmachen, so undeutlich wurde ihre Sicht.

Deutlich, geradezu offensichtlich war die Fürsorge zu spüren, mit der die Schwester täglich Gabrielas Zimmer betrat. Sie brachte das Essen, räumte ab und lüftete regelmäßig. Gabriela hätte sich gerne bei dem Kind bedankt. Ohne die Möglichkeit ihrer Wertschätzung Ausdruck zu verleihen, litt Gabriela unter der Aufmerksamkeit.

Bereits wenn Greta das Zimmer betrat, fühlte Gabriela eiserne Reue ihr die Brust zuschnüren. Die Essenszeiten wurden bald zur Qual. Die Ältere der beiden glaubte nur noch atmen zu können, wenn sie sich allein in dem Raum befand, die Fenster wieder geschlossen waren und die Verzweiflung nur sie verpesten konnte. Zitternd wartete sie das Verschwinden ihrer Besucherin unter dem Bett ab.

Ein Monat nach Gabrielas Verwandlung kam die Schwester früher als erwartet vorbei und sah sie in der Raummitte auf dem Teppich liegen. Anstatt wie sonst das Futter abzulegen und das Fenster zu öffnen, blieb das Mädchen mit der Hand am Türgriff stehen.

Es vergingen kaum zehn Sekunden, da hatte sie sich bereits umgedreht und war aus dem Zimmer geflüchtet. Schlimmer war noch, dass sie hinter sich die Tür abschloss. Ganz so, als befände sich in Gabrielas Zimmer ein Untier, vor welchem Abstand zu wahren war. Da begriff Gabriela, dass sie sich überhaupt nicht mehr in ihrem Zimmer befand.

Dieser Raum, gefüllt mit Schreibtisch, Kleiderschrank und Bett, war zurück in den Familienbesitz gewandert, nachdem sie nicht mehr arbeitete. Sie saß in einem Käfig.

Ein unbekanntes Gefühl kam in ihr auf und raubte ihr die Luft. Sie beschloss, dass es sich dabei wieder um Reue handeln musste. Sie fühlte dieser Tage ohnehin stets Schande und zweifelte nicht an einem Fortbestehen dieses

Gefühls. Der Druck, welcher sich auf ihren Schultern angesammelt hatte, wog mittlerweile wohl stärker als zuvor.

Ja, das musste der Grund sein, warum die sonst stechende Reue nun ungewohnt in ihr brodelte.

Von da an achtete sie sorgfältig darauf, sich bereits genügend Minuten vor dem Eintreffen der Schwester unter dem Bett zu verstecken. Ihr Zustand war unzumutbar, den konnte man niemand anderem antun.

Wie zum Beweis erschien die Schwester fortan nervöser als zuvor. Eine Reaktion, die sich durch Gewöhnung nicht besserte. Gabriela begriff, dass die Schwester ihr immer mit Abscheu begegnen würde. Ganz gleich wie viel Mühe sie sich gab, ihre Gefühle zu verbergen.

Bitter traf die Erkenntnis Gabriela.

Ich war ein Monster. Etwas anderes würde ich niemals werden können.

Die Schwester wusste, wo ich mich tagsüber versteckte. Anders war es nicht zu erklären, dass sie einen weiten Bogen um das Bett machte. Sie wollte mir nicht begegnen und ich wollte nicht, dass man mir begegnen musste.

Es dauerte vier Stunden, bis ich die violette Bettdecke hinuntergezogen und ordentlich auf meinem Rücken drapiert hatte. Es hatte sich um einen mühseligen Vorgang gehandelt, denn der Stoff war immer wieder von meinem Panzer gerutscht. Aber es war ja nicht so, als hätte ich Besseres zu tun gehabt.

Im Gegenteil: Meine einzige Aufgabe bestand im Moment darin, mich zu verstecken. Als Kinder hatten sie und ich häufig verstecken gespielt. Damals war es meist andersherum gewesen. Sie war fortgelaufen und ich zählend zurückgeblieben.

Gesucht zu werden war viel aufregender als zu suchen. Das Wissen, das jemand an dich dachte, sich fragte, wie du gedacht haben musstest, was deine Schritte gewesen waren

und letztendlich der Fund: Der Moment, in dem man wirklich gesehen wurde. Ich war mir sicher, niemals wieder gefunden zu werden. Begraben unter meiner Bettdecke, unter dem Bett liegend, befand ich mich zwar in einem offensichtlichen Versteck, doch es war klar, dass niemand nach mir Ausschau halten würde. Man wollte mich nicht sehen. Am schlimmsten war, dass ich es ihnen nicht einmal verübeln konnte.

Trotzdem war ein kleiner Teil von mir enttäuscht, als meine Schwester das nächste Mal das Zimmer betrat und die Decke nicht von mir entfernte. Obwohl sie noch ein Kind war, war sie keinesfalls dumm. Sie wusste, dass ich sie mit dem Stoff vor meinem Anblick zu verschonen versuchte. Hätte sie diesen Schutz nicht gebraucht, hätte sie ihn entfernen können. Aber sie ließ die Decke, wo sie war, wirkte sogar dankbar über den Stoff. Sie wollte mich wirklich nicht finden.

Unsere Eltern machten sich nicht einmal die Mühe nach mir zu suchen. Weder Mutter noch Vater betraten den Raum.

Zumindest fragten sie die Schwester nach meinem Zustand, horchten, wie es mir ergehe. Es war gut, dass das Mädchen in ihrem Ansehen stieg. Meine Schwester hatte eine wichtige Rolle eingenommen, eine, die die Eltern nicht hatten tragen wollen. Das machte sie wertvoll.

So funktionierte das in unserer Familie. Man leistete einen Beitrag, um den guten Namen der Familie reinzuwaschen und wurde akzeptiert.

Mutter und Vater warteten häufig vor der Tür auf den Bericht der Schwester. Ich konnte ihr zischendes Flüstern hören, auch wenn die Zimmertür bereits geschlossen war.

Sie fragten, was ich aß, wie ich mich verhielt und ob es mir besser ginge. Mutter wollte mit eigenen Augen sehen, was aus mir geworden war, aber Vater und die Schwester hielten sie davon ab, in meinen Käfig einzutreten. Es war besser so.

Ich fühlte mich bereits elendig genug, wenn die Schwester meinen Zustand sah. Unsere Mutter sollte nicht auch noch unter mir leiden müssen.

Manchmal da hörte ich sie schluchzen und flehen, man solle sie doch zu mir hineinlassen. In solchen Momenten wurde ich schwach und wünschte mir, sie würden ihr diese Bitte erlauben. Immerhin war das die Frau, die mich auch sonst als Kind gesund gepflegt hatte. Aber ich war eben kein Kind mehr und es gab auch keinen Tee, der mich von diesem Zustand hätte befreien können.

Trotz der Unsinnigkeit stand eines Tages meine Mutter im Käfig. Das hatte sich ergeben, nachdem ich eine neue Beschäftigung für mich selbst gefunden hatte. Das viele auf dem Teppich liegen, war mir irgendwann zu langweilig geworden, weswegen ich begonnen hatte, durch die Gegend zu krabbeln.

An meinen Beinchen befand sich seit meiner Verwandlung ein merkwürdiger Klebstoff, der es mir ermöglichte, die Wände hinauf zu krabbeln. Jetzt, wo ich meinen neuen Körper viel besser unter Kontrolle hatte als noch vor wenigen Monaten, gelang es mir sogar, von der Decke zu hängen. Einen Sturz fürchtete ich nicht mehr.

Mein neuer Zeitvertreib war der Schwester aufgefallen. Unschöne Schlieren zogen sich über die einst weißen Wände, überall dort, wo meine Füßchen aufgekommen waren. Vermutlich um mir meinen Spaß zu erleichtern, beschloss sie, man müsse die Möbel aus dem Käfig hinaustragen. Allein wäre sie zu schwach dafür gewesen, weswegen sie unsere Mutter um Hilfe gebeten hatte. Diese war glücklich über die Möglichkeit gewesen, den Raum betreten zu können. Das wunderte mich. In der Zeit vor meiner Verwandlung war sie immerhin auch nie eingetreten.

Die Tür hatte ich nachts und nach meinem Aufbruch zur Arbeit abgeschlossen, ohne, dass es sie je interessiert hätte.

Erst jetzt, wo Raum zum Käfig geworden war, hatte sie die Neugierde gepackt.

Beim Eintritt meiner Mutter hatte ich nervös die Decke tiefer in mein Gesicht gezogen. Unangenehm schwer lastete sie auf mir. Ich entschied mich dagegen Mutter anzuschauen. Zu groß war die Gefahr, sie könne meinen Blick erwidern. Stattdessen gab ich mich mit der Gewissheit zufrieden, dass sie ihr Monster noch nicht aufgegeben hatte.

„Trau dich ruhig. Gabriela versteckt sich, du wirst sie nicht sehen“, erklärte meine Schwester.

Ich hörte, wie sie den Schreibtisch von der Wand wegzogen und anschließend hinaustrugen. Raschelnd fielen die Papiere zu Boden.

Nachdem sie zurückkamen, hob jemand das Papier hoch und knüllte es zu einer Kugel zusammen. Wer es war, wusste ich nicht. Als nächstes mussten sie sich an meine Kommode machen. Sie war noch schwerer als der Schreibtisch, keine leichte Aufgabe für die zwei. Doch auch diese schafften sie gemeinsam hinaus auf den Flur.

Trotz der mahnenden Worte unserer Mutter versuchte meine Schwester ständig mehr zu tragen, mehr zu machen, mehr zu leisten als sie. Immer wieder wiesen sie einander zur Eile an. Dem Vater gegenüber hatten sie ihr Vorhaben anscheinend nicht erwähnt.

„Das wird nichts, wir lassen ihn lieber stehen“, beschloss Mutter gerade, als die beiden erfolglos den Kleiderschrank zu bewegen versuchten. „Wir schaffen es nicht, ihn auszuräumen und dann rüber zutragen, bis dein Vater von seinem Spaziergang zurückgekehrt ist.“

„Dein Vater“, die Worte hallten in meinen Gedanken, ohne dass ich wusste, weshalb sie wichtig sein könnten.

Die Schwester erkannte nichts Ungewöhnliches an der Aussage und stimmte zu.

„Übrigens glaube ich, dass es ohnehin besser ist, wenn wir nicht den ganzen Raum leerräumen. Die weißen Wände wirken so ...“, für einen Moment suchte sie nach dem richtigen Wort, „... leblos. Sie soll nicht glauben, wir hätten ihr Leben aufgegeben. Wenn es ihr erst einmal besser geht, haben wir uns die Arbeit des Umräumens ohnehin umsonst gemacht. Wäre es nicht am besten, wir lassen alles so, wie es ist? Dann muss sie sich auch nicht so fühlen, als hätte sich etwas verändert.“

Zum ersten Mal in den vergangenen Monaten realisierte ich, dass sich etwas verändert hatte. Natürlich war mir bewusst gewesen, dass es zu einer Verwandlung gekommen war. Mein Verhalten war genauso andersartig geworden wie mein Körper. Ich fühlte mich fremd, beinahe wie zu Besuch in dieser Hülle. Aber nie war mir in den Sinn gekommen, ich könnte mein Ich, die Essenz dessen, was mich ausmacht, verloren haben.

War ich noch Gabriela? Wenn man die Frage objektiv zu beantworten versuchte, musste die Antwort wohl nein lauten. Mein Ich hatte sich verändert. Nein, ich hatte mich verändert und es gefiel mir überhaupt nicht.

Niemals hätte Gabriela darum gebeten, man würde ihr die Möbel aus dem Zimmer schaffen, damit sie freier durch die Gegend laufen könnte. Aber ich wollte es so und verstand es nicht einmal.

Greta hatte meinen Wunsch begriffen und die Mutter verstand, dass ich mir doch eigentlich wünschen musste, wieder so wie vorher zu sein. Da meine Schwester in den letzten Monaten mehr oder weniger zur Vertreterin meiner Angelegenheiten geworden war, siegte sie. Bis auf mein Bett, das hätte man nicht entfernen können, da ich sonst zum Vorschein gekommen wäre, sollte alles aus dem Raum hinausgetragen werden. Von da an sprachen sie nicht viel miteinander.

Das Einzige, was ich hörte, war vereinzelt Schnaufen und gelegentlich besonders schwere Schritte, wann immer sie sich nicht ganz an das Gewicht in ihren Händen gewöhnen konnten.

Nacheinander trugen sie die letzten Verbindungen zu meinem früheren Ich die Tür hinaus, als handle es sich dabei um gewöhnlichen Sperrmüll.

Aber nicht meine Malsachen, beschloss ich. Nicht das Einzige, was Gabriela wirklich und ernsthafte Freude bereitet hatte. Ich warf mir die Decke vom Leib und raste aufgeregt durchs Zimmer. Hatten sie die Kiste mit meinen Pinseln und Farben bereits hinausgeschafft? Bis auf das Bett war alles verloren.

Zum ersten Mal kamen meinem neuen Ich die Tränen. Salzig liefen sie mir die Wangen hinunter und meinen panzerartigen Bauch hinab. Wieso hatten sie mich nicht einfach gefragt? Wieso wurde über meinen Kopf hinweg entschieden, was das Beste für mich war? Und wieso ließ ich das ständig zu?

Beide Frauen pressten sich verängstigt gegen eine der kahlen Wände. Nein, nicht kahl. Da hing noch ein Bild. Ohne mich für ihre Schockstarre zu schämen, krabbelte ich die Wände hoch bis zum Rahmen, wo ich meinen Körper auf das kühle Glas presste. Das hier würden sie mir nicht nehmen können. Ich fauchte und sie antworteten mit verängstigten Mienen und einer Flucht aus dem Käfig.

Es dauerte einige Minuten, bis sich Schwester und Mutter wieder in den Raum trauten. Greta schaute ich streng an. Mein Bild würde sie mir nicht nehmen können. Das Mädchen hatte den Arm um die Mutter gelegt. Sie hustete, die Flucht hatte ihr scheinbar Kraft geraubt, denn sie zitterte am ganzen Körper.

„Als nächstes den Teppich?“, fragte Greta und blickte zu Boden.

Ich knurrte, woraufhin Greta sich mir wieder zuwandte. Dieses Mal würde ich nicht weichen. Das begriff sie.

„Komm, lass uns zurück ins Wohnzimmer gehen.“

Was sie damit bezweckte, war eindeutig. Greta wollte die Mutter in Sicherheit bringen und mir anschließend das Bild stehlen. Sollte sie es nur probieren! Das würde ich nicht zulassen. Wenn notwendig, könnte ich auf sie drauf springen.

Mutter schaute sich auf der Suche nach dem Grund für Gretas Worte um. Sie hatte wohl geglaubt, ich hätte mich wieder versteckt.

„Oh nein, oh nein!“, schrie sie, während sie sich in einem Anfall von Schwäche auf das Bett fallen ließ.

Früher hatte sie sich in dieses Bett gelegt, um mich in den Arm zu nehmen und mir Geschichten zu erzählen. Jetzt lag kein bisschen dieser Liebe mehr auf den Laken.

„Gabriela!“, mahnte mich meine Schwester mit wütendem Blick.

Beim Klang dieser ersten Worte, die sie seit meiner Verwandlung direkt an mich richtete, zuckte ich unweigerlich zusammen. Aber ich dachte nicht einmal daran, mich von meiner Stelle zu rühren. Stattdessen beobachtete ich sie dabei, wie sie versuchte, unsere Mutter vom Bett zu heben.

Diese aber machte es ihr nicht gerade einfach. Immer wieder griff Mutter mit den Händen ins Laken, als könnte sie aus den Falten die vergangene Zeit zurückziehen.

Es war merkwürdig und ungewohnt für mich, nicht diejenige zu sein, die unsere Mutter tröstete. Greta füllte nun meinen Platz. Eine Woge der Traurigkeit überkam mich. Nicht weil mir diese meiner Aufgaben genommen worden war, sondern weil ich wusste, dass aus dem Mädchen bald eine Frau werden würde. Wenn es dafür nicht sogar schon zu spät war.

Mit aufbauenden Worten bewegte sie die Mutter ins Nebenzimmer. Das Weinen vermochte Greta jedoch nicht zu stoppen.

Ich malte mir bildlich aus, wie unsere Mutter auf einem Stuhl saß, den Oberkörper vorbeugte und sich schüttelte, wann immer ihr ein Schluchzer entkam. Etwas in mir zog es fort von dem Rahmen, an welchem ich noch immer klebte.

Tiefsitzende Instinkte forderten von mir, der Mutter zu folgen und ihr beizustehen, bis auch diese Tränen versiegten.

Ich fiel auf den Boden und bewegte mich bereits zur Tür, als mein Verstand mich zurückhielt. Niemand anderes als ich war der Auslöser für ihren Unmut. Meine Anwesenheit würde nur noch mehr Schmerz bringen. Ich hasste mich für das Monster, das ich war und den Menschen, den ich nicht mehr spielen konnte. Einsam verharrte ich in meinem Käfig.

Da hörte ich, wie sich die Haustür öffnete und mein Vater zurück ins Haus trat. Den aufgelösten Zustand seiner Ehefrau quittierte er mit einem missbilligenden Zungenschnalzen.

„Wieso weint sie?“, verlangte er zu erfahren, woraufhin Greta ihm von der Ausräumaktion berichtete.

Ihre Stimme klang wieder wie die eines Mädchens. Weicher und höher und ganz anders als die, mit der sie die Mutter aus dem Raum bewegt oder mich gemäßregelt hatte.

„Mama geht es schon wieder besser, aber Gabriela ist noch immer verrückt.“

„Ich habe euch doch gesagt, ihr sollt euch von ihr fernhalten“, sagte der Vater. „Verboten habe ich euch dieses Zimmer zu betreten, aber auf mich wolltet ihr ja nicht hören.“

Ich legte die Stirn in Falten. Scheinbar glaubte Vater, ich hätte die beiden angegriffen. Dabei hatte ich das nicht einmal im Sinn gehabt. Zum Aufklären der Situation fehlte es mir an

Worten und Energie. Sie würde mich ohnehin nur so sehen, wie sie es wollten.

Die lauten Schritte meines Vaters näherten sich. Sieben Stück. Er musste einige Stufen doppelt genommen haben, was auch immer er mir mitteilen wollte, es drängte ihn hinauf.

Um meine guten Absichten zu zeigen, drückte ich meinen Panzer zu Boden. Er sollte wissen, dass ich mich nicht wieder fortbewegen würde. Ich war bereit zuzuhören und zu ertragen, was er mir entgegenschleudern würde. Ganz so wie in alten Zeiten.

„Da bist du ja!“, rief er mit einem gehässigen Grinsen auf den Lippen.

Seit meiner Verwandlung hatte ich ihn nicht mehr gesehen. In meiner Vorstellung war er der alte Mann geblieben, der abends vor dem Fernseher einschlief und sich nur ächzend aus dem Bett erhob. Über mich beugte sich jetzt ein veränderter Mann. Es schien, als hätte er in den letzten Monaten an Stärke dazugewonnen, wo mich die Schwäche zum Kriechen bewogen hatte.

Er trug einen Anzug, wie ich ihn nur zu Geschäftszeiten hatte tragen sehen. Ordentlich gebügelte Hosen, ein gesteifter Hemdkragen und goldig schimmernde Manschettenknöpfe ließen ihn so streng wirken wie seit Jahren nicht mehr. Weißes sonst unordentliches Haar lag ordentlich gekämmt auf seinem Kopf. Er war in meiner Krankheit zum General aufgestiegen.

Bittere Galle stieg in mir auf, als er auf mich zutrat. Meinen guten Willen hatte er seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen nicht erkannt. Ich sprang auf meine Beinchen und floh vor ihm kreuz und quer durch den Käfig. Eine unfaire Jagd. Während seine Schritte und Worte mir immer näherkamen, konnte ich nicht entkommen. Wo ich einen halben Meter hinter mich brachte, machte er anderthalb.

Meine Lungen brannten vor Anstrengung. Viel länger würde ich diese Hetzjagd nicht überleben. Bereits jetzt schwankte ich vor Schwindel von einer zu anderen Seite. Unfähig, einem geraden Weg zu folgen.

„Du entehrst diesen Ort“, rief er mir zu. „Du bist ein unnützes Biest, eine Bürde für deine Eltern, eine Schande für den Familiennamen?“

Seine Worte trafen mich schlimmer, als Schläge es gekonnt hätten.

„Deine Mutter trug dich neun Monate aus, damit du ihr ein solches Leid verursachst.“

Übelkeit gesellte sich zum Schwindel. Jetzt ließ ich mich doch wieder fallen und versuchte mit meinen schmalen Beinchen die Ohren zuzuhalten. Doch es brachte nichts. Seine Stimme drang dennoch zu mir durch.

„Du hast unser Leben zerstört. So selbstsüchtig bist du!“

Obwohl ich bereits am Boden lag, trat er nach mir. Ich war beinahe dankbar für diesen neuen Schmerz. Das sanfte Pulsieren an meiner Seite, das mich kurz von seiner Tirade ablenkte.

Als hätte er den Gefallen gespürt, den er mir machte, hörten seine Schritte auf. Er hockte sich auf den Boden und trat dicht an mich heran. Die Luft schmeckte nach den Zigaretten, die er vor Jahren zu rauchen aufgehört hatte.

„Die Welt wäre ein besserer Ort ohne dich“, flüsterte er, als wollte er mich in ein Geheimnis einweihen.

Ich stöhnte gequält auf.

„Du nimmst nur Platz weg, stiehst Ressourcen, die andere zur Großartigkeit bewegen. Zu etwas, das du niemals sein wirst, Gabriela. Du bist dumm und schwach und eine Verschwendung unserer Aufmerksamkeit. Du bist nichts und wirst niemals etwas werden.“

So musste es sich anfühlen zu sterben. Die Ränder meines Sichtfelds färbten sich bereits schwarz, als ich meine Mutter

zur Tür hereinspoltern sah. Voller Verzweiflung warf sie sich in die Arme ihres Mannes und bat, er würde mich verschonen.

„Bald ist es zu Ende“, dachte ich, ehe die Dunkelheit mich endgültig verschlang.

Kapitel 3

Seine Worte wollten mich nicht verlassen, nicht einmal verblässen. Mittlerweile musste es bereits ein Monat her sein, dass Vater mich beschimpft hatte. Ein Monat lang fraßen sich seine Anschuldigungen durch mein Bewusstsein. Dabei gab ich mir größte Mühe, sie zu vergessen. Doch das nützte nichts. Sie blieben mir im Unterbewusstsein erhalten.

Zumindest polterte er kein weiteres Mal die Treppe hinauf, um mir seine Meinung über mich ins Fleisch zu drücken. Vielleicht, weil er sich daran erinnerte, wie ich früher mal gewesen war. Das Goldkind, welches man vorstellen und ausstellen konnte. Vielleicht auch nur, weil Mutter ihn darum gebeten hatte, mir meinen Frieden zu lassen.

Röchelndes Lachen entwich mir. Dass ich Frieden finden könnte, war ein dummer Gedanke. Nicht nur seit Monaten, wenn ich ehrlich war, sondern seit Jahren befand ich mich in einem Kriegsgebiet. Immer im Kampf mit der Perfektion und den Erwartungen der Außenwelt. Über Frieden stolperte man sicher nicht auf Schlachtfeldern.

Einer musste siegen, damit es Frieden geben konnte. Und wie die Dinge standen, war ich am Verlieren.

Meinen Körper würde ich wohl als erstes verlieren. Jede noch so kleine Bewegung schmerzte. Es war, als wäre das Leben plötzlich zu anstrengend für mich geworden. Ich hatte geglaubt, Sterben sei der Moment, indem einen die Schwärze einholte. Nun wusste ich, dass Sterben viel länger andauerte als einen dunklen Augenblick.

Vielleicht spürten sie es auch und ließen deshalb die Tür zu meinem Käfig abends geöffnet. Auch die Wohnzimmertür zogen sie für einige Stunden auf, sodass ich meine Familie nach dem Abendessen beobachten konnte.

Mutter, Vater und Tochter aßen wieder mehr, sprachen mehr und lachten mehr. Ein Bild, an welches ich früher an besonders langweiligen Büro-Tagen zurückgedacht hatte.

Meine Heimfahrt mit dem Zug konnte an guten Tagen zwei Stunden dauern. Da war genug Zeit gewesen, um mich auf die Gesellschaft meiner Familie zu freuen.

Jetzt, wo sie die Türen aufließen, war es beinahe so, als würden sie mich wieder an ihrem Tisch sitzen lassen. Aber eben nur fast. Dass ich mich in einem Käfig befand, vergaß ich nicht.

Mit müden Augen beobachtete ich meine Mutter beim Tippen einiger E-Mails. Sie saß auf dem Sofa, die Schultern vorüber gebeugt, wie früher, wenn sie für uns Kinder Puppenkleider nähte. Heute zierten keine delikaten Stoffe ihren Schoß, sondern ein grauer Laptop. Neben ihr saß Greta auf dem Sofa und kritzelte etwas auf ihrem Tablet.

Soweit ich verstanden hatte, lernte sie bereits für die Aufnahmeprüfung an einer Universität. Was sie studieren wollte, wusste ich nicht. Doch ich hätte ihr am liebsten davon abgeraten. Die junge Frau arbeitete mittlerweile als Verkäuferin in einem Geschäft in der Stadt. Für Mindestlohn verbrachte sie viele Stunden in einem Laden mit Kleidung, die sie sich nicht hätte leisten können, um dann abends erschöpft ins Bett zu fallen.

Sollte Greta tatsächlich studieren, könnte sie die gleiche Verwandlung wie mich befallen. Ein Gedanke, der ähnlich schmerzte wie die Worte meines Vaters.

Dieser schlief meist auf dem Sessel ein, während Mutter und Greta arbeiteten. Manchmal schreckte er wie aus einem Albtraum auf. Doch sein Ausdruck wurde augenblicklich weicher, wenn er die beiden beschäftigt sah.

„Wie viel du nicht schon wieder tippst!“, kommentierte er Mutters Eifer verschlafen, bevor er wieder wegsackte.

Dann warfen sich Greta und Mutter einen wissenden Blick zu und mir wurde schmerzlich bewusst nicht mehr in ihren Kreis der Eingeweihten zu gehören.

Ob wach oder schlafend, Vater sah ich immer nur in dem ordentlichen Anzug im Haus Wache halten. Selbst wenn er im Wohnzimmer einschlief, trug er seine Uniform.

Er scherte sich nicht darum, dass die Hose bereits ihre Bügelfalte verloren und das Hemd zerknittert war. Obwohl der Anzug immer schäbiger wurde, wollte er sich nicht von ihm trennen. Als glaubte er, jeden Moment seinem neuen Vorgesetzten Rede und Antwort stehen zu müssen.

Da auch Vater einer neuen Beschäftigung nachging, brachte ihn Mutter abends ins Bett, damit er um sechs am nächsten Tag angemessen ausgeruht sein konnte.

Vater sträubte sich. Er wollte mehr Zeit mit der Familie verbringen und weniger allein im Bett. Ihm war wohl der Wert von Mutter und Schwester durch meinen Ausfall bewusst geworden.

Anfangs war ich für diesen Einblick, den sie mir in ihr Leben boten, dankbar gewesen. Doch je länger ich meine Familie beobachtete, desto wütender wurde ich darüber, dass sie nicht mehr taten.

Ich hätte mehr getan, um sie zu retten. Oder etwa nicht?

Hatte ich nicht viele Jahre meines Lebens darauf verwendet, die Schulden abzubezahlen und ihnen einen einfachen Tag zu bescheren? Und wie unfair es doch war, dass ich die Last unserer finanziellen Situation allein hatte tragen müssen, wo ich sie doch überhaupt nicht verursacht hatte. Ich hatte Vaters Schuld geerbt und war an dieser zerbrochen.

Am schlimmsten war jedoch zu sehen, wie gut sie ohne mich zurechtkamen. Sie brauchten mich nicht am Abend. Sie brauchten nicht einmal mein Geld. Ich war benutzt und ausgemustert worden.

Da war wieder diese Empfindung, die ich vor einiger Zeit nicht einzuschätzen gewusst hatte. Jetzt sah ich deutlich,

was das Brennen darstellte. Es handelte sich um heiße Wut, die in mir aufloderte.

Ich war wütend. Wütend auf meinen Vater, weil er mich zu einem Idealbild schlug, das nicht existierte.

Wütend auf meine Mutter, weil sie es zuließ, es sogar unterstützte, indem sie mich stets wieder aufbaute und anriet mitzuspielen.

Wütend auf meine Schwester, weil sie so viel mehr Kindheit gehabt hatte als ich.

Aber ganz besonders wütend war ich auf mich selbst.

Viel früher hätte ich bemerken sollen, dass etwas mit mir nicht stimmte, dass ich krank war, dass ein F vor die Kennung meiner Krankheit gehörte. Erst musste ich als Ungeziefer sterbend in einem Käfig liegen, um meine Hilfsbedürftigkeit zu erkennen. Das war der Schlüssel, nicht? Ich brauchte Hilfe. Das eine, was ich mir verwehrte.

Schwäche schüttelte mich bei diesem abartigen Gedanken. Doch ich schob Scham und Schuldgefühle wieder beiseite. Ich dachte an meine Schwester, die ich so liebte. Wäre ich ihr nicht zur Hilfe geeilt, wenn sie an meiner Stelle auf dem Teppich läge? So, wie ich jedem anderen Menschen beigestanden hätte, entschied ich.

Ich atmete angestrengt aus, die Wut versieberte so schnell, wie sie gekommen war. Für mich war es zu spät. Der Vater hatte recht gehabt. In meiner jetzigen Verfassung nahm ich, ohne geben zu können. Ich war ein wertloser Parasit. Nichts konnte mir mehr helfen. Mein Kopf fühlte sich plötzlich schwerer an. Sanft legte ich ihn auf meine vorderen Beinchen ab. In mir hallte dumpfe Leere. Kühles Nichts presste sich um die dumpfe Gewissheit im Sterben zu liegen.

Mir lief die Zeit davon. Ich befand mich in einem Rennen, das ich nicht gewinnen konnte. Warum also es versuchen?

Als ich das nächste Mal aufwachte, befand sich in meinem Käfig eine neue Wächterin. Verängstigt krabbelte ich unter

mein Bett. Zu spät wunderte ich mich darüber, wie wenig sie sich an meiner Anwesenheit störte.

Bei der Unbekannten handelte es sich um eine große Frau mit tief liegenden Falten und weißem Haar, welches sie in einem ordentlichen Pferdeschwanz zusammengebunden trug. Sie war diejenige, die von nun an morgens und abends den Käfig säuberte. Sie unterstützte Mutter und ersetzte wohl die Putzkraft, die um die Kündigung gebettelt hatte.

Da alle Sobotas arbeiteten, blieb ihnen keine Zeit, um mich zu versorgen. Immerhin hatten sie jetzt das Geld, um sich Hilfe zu leisten. Ein merkwürdiger Tausch. Sie arbeiteten den ganzen Tag, um genug Geld zu haben, dass jemand anderes sich um sie kümmern konnte.

Obwohl sie abends noch immer im Wohnzimmer zusammenkamen, sahen sie sich ansonsten seltener. Das fand ich schade, weil ich dadurch weniger über sie und das Leben erfuhr. Wenn sie sich mal unterhielten, dann ging es immer um Geld.

Einige der Familienerbstücke hatten sie über Ebay verkauft. Sie waren sich einig gewesen, die Schmuckstücke lieber zu versenden, anstatt sie abholen zu lassen. Zwar hatten sie eine neue Haushaltshilfe gefunden, doch es war nicht davon auszugehen, dass auch andere Personen so verständnisvoll auf mich reagieren würden, sollte ich denn wieder meinen Käfig verlassen.

Warum sie glaubten, ich hätte dazu genug Kraft, wusste ich nicht. Realistisch betrachtet hätte ich nicht einmal die Haustür öffnen können.

Da ich auch keine Verwendung für den Schmuck, welchen wir drei Frauen zu besonderen Anlässen hatten tragen dürfen, sah, störte es mich auch nicht, dass er weggegeben wurde. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätten sie alles, was mir einst lieb und teuer gewesen war, verkaufen können.

Ich sah nichts, das meinem Dahinscheiden hätte entgegenwirken können.

Womöglich weil ich mir den Schlaf so sehr wünschte, blieb er über lange Zeiten hinweg aus. In den schlaflosen Stunden fragte ich mich, wie es wohl wäre, wenn ich zu meinem alten Sein zurückkehren würde. Was ich dem Tutor hätte Besseres sagen können und wie ich den Chef davon hätte überzeugen können, mir meine Stelle zurückzugeben.

Auf dem Teppich liegend, gepeinigt von den Worten meines Vaters, die wie Sirup jeden meiner Gedanken tränkten, schloss ich Frieden mit meinem früheren Ich. Gabriela hatte getan, was sie für richtig gehalten hatte. Wie jung sie doch gewesen war, als sie die Verantwortung für drei andere Menschen auf sich genommen hatte. Ich verstand ihr Scheitern als unausweichliche Konsequenz. Sie hatte es schlichtweg nicht besser gewusst. Man konnte es ihr nicht zum Vorwurf machen, an ihrer Aufgabe zugrunde gegangen zu sein.

Dagegen warf ich meiner Schwester mangelnde Fürsorge vor. Mittlerweile machte sie sich nicht mehr die Mühe einzutreten. Einmal am Tag schob sie eine Schüssel mit Essensresten hinein und verschwand dann wieder. In solchen Augenblicken stieg wieder die Wut in mir auf.

Wenn die weißhaarige Wächterin wohl anderweitig beschäftigt war, fiel es in Gretas Aufgabenbereich, den Käfig zu reinigen. Ein Vorgang, der nicht schneller und unliebsamer hätte ablaufen können. Sie fegte einmal schnell durch und schob dabei den Schmutz nur von einer zur anderen Seite.

Mittlerweile waren die einst weißen Wände überzogen von dunklen Schlieren. Hätte ich es nicht besser gewusst, hätte ich geglaubt, es handle sich um getrocknetes Blut. Greta interessierte sich nicht für diese makabre Bemalung. Nein, das stimmte nicht. Nachdem sie eines Tages feststellte, dass

Mutter den Käfig für mehrere Stunden lupenrein geschrubbt hatte, hatte Greta sie vor Vaters Augen lautstark angewiesen, das zu unterlassen. Meiner Schwester fiel der Schmutz sehr wohl auf und sie wollte, dass er blieb, wo er hing.

Mir gefiel es nicht, wie sie über meinen Kopf hinweg über mich sprachen. Nie richteten sie direkte Worte an mich. Das tat einzig die Haushaltshilfe.

„Wo steckst du Mistkäfer?“, fragte sie und grinste ein zahnloses Lächeln, wenn sie mich dann fand.

Ich ging davon aus, sie wollte mir einen Gefallen tun, indem sie mich nicht ignorierte. Aber ich wusste nicht, was ich dazu hätte sagen können und schwieg deswegen lieber.

Einmal als sie mit ihren Worten die Wunde traf, die Vater in mein Bewusstsein geschlagen hatte, rannte ich auf sie zu. Aber als wir uns dann gegenüberstanden, floh ich doch nur wieder unter mein Bett. Für Kämpfe fehlte es mir an Kraft.

Wahrscheinlich lag das daran, dass ich kein Bissen meiner Mahlzeiten mehr hinunter kriegte. Der Schwester konnte man meinen Hunger auch nicht mehr zum Vorwurf machen. Ich wusste selbst nicht einmal mehr, worauf ich Appetit hatte. Wie hätte sie es da wissen sollen? Ich fand mich damit ab, dass sich in meiner Futterschüssel nie wieder etwas befinden würde, was mich hätte reizen können.

Wenn ich aß, dann nur wenig. Wobei mir von dem wenig bereits anschließend übel wurde.

Ich betrachtete den Fleck, auf dem die volle Schüssel heute gestanden hatte. Greta hatte sie abgeräumt und anschließend einen Beutel mit aussortierter Kleidung hineingeworfen.

Der Käfig war nicht mehr so leer wie vor einigen Monaten. Sie hatten sich angewöhnt, was sie nicht brauchten in den Raum zu stellen. Alte Möbel stapelten sich neben Kisten voll

Müll. Der Käfig war zur Rumpelkammer befördert worden. Was das aus mir machte, wusste ich nicht.

Bald begriff ich, warum sie unnötige Möbel in den Käfig abschoben. Das Zimmer nebenan wurde über Airbnb angeboten. So bekam ich bald drei Zellennachbarn. Bei den Männern handelte es sich um Backpacker, die kein Zimmer mehr in einem Hostel hatten finden können und sich deswegen dieses hier teilten.

Ständig hörte ich sie lachen und grunzen. Mutter und Vater behandelten die Gäste wie Könige. Ihr Abendessen durften sie im Wohnzimmer vor dem Fernseher einnehmen. Vater beschwerte sich nicht einmal, als einer von ihnen Tomatensoße auf seinen Sessel kleckerte. Stattdessen entschuldigte er sich und entfernte den Fleck, ohne dass der Mann sich die Mühe gemacht hätte aufzustehen.

Um den Männern Privatsphäre zu bieten, aß die Familie meist leise und allein in der Küche. Man wollte diese neue Geldquelle nicht verschrecken und hoffte auf eine ausgezeichnete erste Bewertung.

Um das zu gewährleisten, kochte Mutter das beste Fleisch für die Herren und servierte es in den schönsten Schüsseln. Trotzdem hatten sie für die beiden Hausdamen kein Wort des Dankes übrig. Eigentlich, da beleidigten sie die harte Arbeit sogar, indem einer von ihnen die Speisen prüfte, als müsse man sie zunächst für genießbar erklären.

Dem Vater begegneten sie dahingegen mit Respekt. Er ließ es sich nicht nehmen, die Gäste zu den Mahlzeiten zu begrüßen. Wann immer er den Raum betrat, standen sie auf, um ihm für die saubere Unterkunft und das gute Essen zu danken.

Warum Vater nie den Dank an Mutter und Greta weiter gab, begriff ich nicht.

An einem Abend spielte Greta Violine. Etwas, das sie lange nicht mehr getan hatte. Süße Klänge tanzten durch die

Wohnung und entgingen auch den Männern nicht. Anstatt Greta darum zu bitten, für sie zu spielen, riefen sie Vater zu sich und verlangten eine musikalische Begleitung ihres Abends. Begeistert über die Möglichkeit glänzen zu können, trug Vater Gretas Notenständer eigenhändig ins Wohnzimmer, wo die Herren gespannt warteten.

Die Schwester ließ sich nicht hetzen. In aller Ruhe sortierte sie ihre Notenblätter, bevor sie zu spielen begann. Sie war talentiert. Das konnte jeder hören.

Ich hatte nie verstanden, wie sie die Töne dem Instrument so schnell und präzise entlocken konnte. Sanft wippte sie im Takt der Musik mit, die Augen geschlossen, vollkommen in der Melodie versunken.

Mich zog es in ihre Nähe. Meine Vorsicht vergessend, streckte ich den Kopf aus der Zimmertür hinaus. Über ihr schönes Spiel hinweg vergaß ich mich zu verstecken. Das wäre das Richtige gewesen. Immerhin war ich nicht weniger verschmutzt als der Käfig, in dem ich mich befand.

Staub bedeckte meinen Panzer und färbte ihn in ein altersschwaches Grau. Einige Essensreste hatten sich in meinen Fühlern verhangen und faulten dort vor sich hin. Richtiger wäre es gewesen, mich zu verstecken. Die Schande, welche ich darstellte, vor Fremden zu verbergen. Was ich wollte, war dem Klang der Musik zu folgen. Ich gab meinem Willen nach.

Niemand bemerkte mein Näherkommen. Warum hätten sie auch nach dem Ungeziefer Ausschau halten sollen, das sich seit Monaten im Käfig befand? Erst als ich hinter Greta stand, den Blick wie Mutter und Vater auf ihre Noten gerichtet, waren es ausgerechnet die Gäste, die auf meine Präsenz als erste reagierten.

Die drei Männer wichen vor der Familie zurück, steckten die Köpfe zusammen und begannen zu tuscheln. Ihnen war das Unwohlsein anzusehen.

Vater legte die Stirn sorgenvoll in Falten. Er musste wohl davon ausgehen, Gretas Spiel sei nicht gut genug gewesen. Ein Fehlschluss großartigen Ausmaßes. Meine Schwester spielte so schön, dass sich selbst Ungeziefer für einen Moment menschlich fühlen konnten. Sie tauchte den Raum in Kunst und ließ sich dabei nicht von dem unhöflichen Verhalten der Männer weiter beirren.

Ich schritt weiter auf sie zu, wollte ihr danken und sie in den Armen halten. Ich wollte Greta meine Wertschätzung aussprechen und sie anflehen, häufiger zu spielen.

Es könnte wie damals sein. Gabriela auf dem Bett, Greta, die hinter vorgehaltener Hand von ihren Träumen sprach. Wie früher, wenn sie die Panik gepackt hatte, wollte ich ihren Kopf an meine Brust legen und sie wissen lassen, dass alles gut werden würde.

Greta war der eine Mensch, der mir so nah war wie niemand anders. Eltern gingen zu früh und Kinder traten erst so spät in jemandes Leben hinein, aber Geschwister begleiteten den ganzen Weg. Niemand verstand mich so gut wie sie.

Sie war die Einzige, die wusste, wie die Sommerluft im Garten schmeckte, wie es klang, wenn Mutter mit dem Holzlöffel Suppe umrührte und warum es zum Schreien komisch war, wenn Vater die buschigen Augenbrauen zusammenzog. Greta kannte Gabriela.

Und ich kannte Greta! Ich wollte ihr von meinem Vorhaben erzählen, sie auf die Musikhochschule zu schicken. Ein Traum, der noch nicht begraben gehörte. Ach, wenn es mir doch nur besser ginge, dann hätte ich eine neue Anstellung finden können und die Gebühren fürs erste Studienjahr angespart.

Ganz plötzlich und ohne dass ich es geplant hätte, hatte ich beim Anblick meiner Schwester begonnen, um eine Zukunft zu kämpfen.

Da war ich nun wieder im Rennen mit der Zeit, bemüht meinen Rückstand aufzuholen. Ich wollte nicht, dass die siebzehnjährige Greta anderen von ihrer toten großen Schwester erzählte. Ich wollte, dass Greta mir davon berichtete, wie ihre Träume in Erfüllung gingen. Und dafür musste ich leben.

„Herr Sobota!“, rief der mittlere Mann, der immer das Essen kontrollierte, unserem Vater zu.

Deutlicher Ekel zeichnete sich in seinem Gesicht ab, während er mit dem Finger auf mich wies. Gretas Spiel brach ab. Die Gäste schüttelten ungläubig die Köpfe. Einer von ihnen warf mir ein spöttisches Grinsen zu.

Peinlich berührt blickte ich zu Boden. Von meiner Lebenslust beim Klang Gretas Spiel war nichts mehr übrig geblieben. Ein paar Töne hätten mich ohnehin nicht länger am Leben halten können. Es war gut, dass die Herren mir die falsche Hoffnung jetzt nahmen.

Ich würde das Ungeziefer bleiben, welches ich war.

Vater versuchte die Herren von mir abzulenken, indem er Greta lobte. Talentierte pries er sie an, sodass die Gäste sich von mir abwandten. Da begriff ich, wie viel wichtiger es ihm war, was andere von seiner Familie hielten als die Familie selbst.

Gretas Violinenspiel hätte er vor diesem Moment höchstens einen netten Zeitvertreiber genannt. Erst jetzt, wo andere ihr einen Wert zutrug, war der Vater stolz genug, um sie ebenfalls talentiert zu benennen. Dass sie Jahre lang davon geträumt hatte, Musikpädagogin zu werden, wusste er nicht. Es war ihm egal, solange er keinen Mehrwert für den Familiennamen ausmachen konnte.

Schuldgefühle breiteten sich in mir aus. In einem müden Versuch, sie aus meinen Gedanken zu vertreiben, schüttelte ich energisch meinen Kopf.

Mit Schuld hatte man mich großgezogen, von Schuld wurde ich runtergezogen, die Schuld musste fortziehen. Ich fiel kraftlos auf die Knie. Vaters wütenden Blick nach zu urteilen, würde ich immer schuldig bleiben.

Die drei Männer wurden ebenfalls wütend, als sie begriffen, dass ihr Zimmer neben dem meinen gelegen hatte. Lauthals beschwerten sie sich über mich und meinen Anblick.

Ihre Worte schmerzten zum Glück nicht so, wie die meines Vaters es konnten. Dafür fehlte es ihnen an dem persönlichen Etwas.

Während Vater die Gäste zu beruhigen versuchte, begann Mutter zu röcheln. Offensichtlich forderte ihr Asthma Tribut.

Das unschöne Geräusch rief Greta zurück in die Wirklichkeit. Sie klappte die Noten zu und verschwand nach oben in ihr Zimmer. Zu gern wäre ich ihr gefolgt. Was für ein cleveres Mädchen sie doch war, versteckte sich, um nicht hören zu müssen. Ich hätte es ihr gleichtun sollen, kam von meinem Fleck jedoch nicht weg.

„Mama?“, versuchte ich es, woraufhin sich ihr Husten weiter verschlimmerte.

Zu gern hätte ich ihr geholfen. Jetzt aber kam es mir so vor, als sei ich der Auslöser für ihr Leiden. Ich versuchte nicht noch einmal mit ihr zu reden.

Vater folgte den drei Männern, die sich lauten Schrittes auf den Weg zu ihrem Schlafzimmer machten.

„Ich reise ab“, erklärte einer von ihnen. „Dem Kundensupport werde ich diese Unterkunft übrigens melden.“ – Dabei drehte er sich um und suchte den Blick des Vaters – „Für die Tage, die ich hier geschlafen habe, verlange ich mein Geld zurück.“

Die anderen beiden stimmten ihm zu. Gemeinsam packten sie ihre Rucksäcke und verschwanden, ohne sich zu verabschieden.

Vater schwankte hinüber zum Sessel im Wohnzimmer. Schwerfällig ließ er sich in das grüne Polster fallen. Als er die Augen schloss, sah es beinahe so aus, als wäre er wie an jedem anderen Abend auch eingeschlafen. Seine Brust hob und senkte sich schnell. Obwohl ich wusste, dass sich seine Wut bald auf mich entladen würde, konnte ich mich nicht von der Stelle bewegen.

„Mama, Papa“, richtete sich Greta die Treppe hinunterpolternd an unsere Eltern. „Es reicht. Wir müssen aufhören so zu tun, als sei sie noch zu retten. Wir haben unser Bestes getan, um ihr zu helfen, aber jetzt muss sie gehen. Niemand könnte uns einen Vorwurf dafür machen, wie überfordert wir mit ihrer Pflege sind!“

„Es stimmt. Wir haben die Kontrolle über Gabriela verloren. Nun müssen sich andere um sie kümmern“, nickte Vater.

„Ihr könnt sie doch nicht einfach wegscheuchen“, flüsterte Mama.

Sie hielt ein Taschentuch vor die Hand, während sie ein besonders starker Hustenanfall schüttelte. Greta setzte sich zu ihr und betrachtete sie sorgenvoll. Greta ging in ihrer neuen Rolle als Beschützerin wunderbar auf.

„Das Biest kann weg“, Greta schaute Vater eindringlich an. „Wir leiden unter ihrer Anwesenheit. Es kann nicht sein, dass wir kein eigenes Leben haben, nur weil wir ihres schützen wollen. Auf Dauer überleben wir das nicht.“

Dicke Tränen liefen ihr plötzlich die Wangen hinunter. Vater quittierte diese mit Mitleid und Verständnis.

„Wenn sie doch nur verstehen könnte, wie es uns damit geht“, brach es ungewöhnlich gequält aus ihm heraus.

Wenn ich sie doch nur verstehen konnte?

Ich verstand sie besser, als sie es sich vorstellen konnten. Ich kannte sie besser, als sie sich selbst kannten!

„Könnte sie uns verstehen ...“, griff Vater seinen Gedanken wieder auf, „... dann würde sie diesen Unsinn lassen. Aber da sie keine Einsicht zeigt –“

„Es gibt keinen anderen Weg“, schüttelte Greta den Kopf. Die talentierte Greta, die vorhin mein Herz zusammengeflickt hatte und es keine Stunde später wieder zerschlug.

„Das hier ist nicht mehr unsere Gabriela. Meine Schwester wäre freiwillig weggegangen, um es uns leichter zu machen. Lieber wäre sie gestorben, als uns das hier anzutun. Was hier bei uns steht, hat nichts mehr mit ihr zu tun. Ja, es sieht nicht einmal mehr nach ihr aus.“

Wie hätte ich noch nach mir aussehen können, wo ich mich doch nicht nach mir fühlte?

Eine zaghafte Stimme in mir versicherte mir, dass man mich nicht aufzugeben brauchte. Dass ich noch nicht verloren war, ganz gleich, wie sehr Greta Vater davon zu überzeugen versuchte.

Ich ignorierte sie und wandte mich von meiner Familie ab. Langsam schlurfte ich die Stufen hoch zu meinem Zimmer. Dort angekommen zog ich die Tür leise hinter mir zu. Laute Geräusche wären an diesem Ort der Trauer fehl am Platz gewesen.

Erschöpfung zog mich die Tür hinab und ich fühlte mich an den Tag erinnert, an dem ich sie so mühevoll zu öffnen versucht hatte. Hätte ich sie doch nur geschlossen gehalten. Dann wären der Rettungsdienst und der Schlosser gekommen. Menschen, die zum Helfen bezahlt wurden, hätten mir womöglich auch Hilfe geleistet.

Ich verstand jetzt, dass meine Familie in Bezug auf mich gerade mal Abhilfe geleistet hatte. Sie hatten mich zu verstecken versucht, wie eine unangenehme Wahrheit oder ein verruchtes Geheimnis. Das durfte ich ihnen nicht zum Vorwurf machen, hatte ich sie immerhin in ihrem Bestreben

unterstützt. Als wieder Wut in mir aufkam, war ich mir sicher, sie zum letzten Mal begrüßen zu dürfen.

„Hätte ich dich doch nur früher kennengelernt“, flüsterte ich ihr zu.

Meine Glieder fühlten sich steif an. Den Kopf glaubte ich nicht mehr bewegen zu können. Kraftlos sackte er nach rechts ab. Die Nacht musste wohl klar sein, denn kaltes Straßenlaternenlicht flutete den Raum. Zum ersten Mal seit langem erfasste mich Ruhe. Sie hatte mich monatelang umgeben, aber nie ergriffen. Da waren immer meine rasenden Gedanken gewesen, die sie ferngehalten hatten. Worte meines Vaters, Tränen meiner Mutter und das Jammern meines Gewissens. Ich atmete tief ein und genoss, wie die Luft meinen Brustkorb anhob.

Wie lange hatte ich nicht mehr frei atmen können? Im Stillen dankte ich, wem auch immer man für seine letzten Momente auf Erden zu danken hatte. Es handelte sich um eine gnadenvolle Kreatur. Selbstverständlich war nicht alles vergessen. Meine Wunden waren nie verheilt. Doch sie kamen mir ungewöhnlich fern vor. Der Schmerz fühlte sich wie der einer anderen an.

Mein Blick fiel auf das Bild, welches ich mit einer Kraft, die ich jetzt nicht mehr in mir hätte finden können, verteidigt hatte. Die grünen Ranken hatte ich kunstvoll auf den Holzrahmen gepinselt. Es war gut, dass ich es mir nicht hatte nehmen wollen. So konnte ich in diesem Augenblick immerhin etwas Schönes sehen. Das würde das Gehen vereinfachen.

„Du brauchst dich nicht aufzugeben. Selbst wenn sie es bereits getan haben“, flüsterte die Stimme in meinem Inneren.

Ich hob die Hand, um sie fortzuschleichen. Doch sie ließ sich nicht abschütteln.

„Dir kann geholfen werden. Es ist noch nicht verloren. Wünschst du dir nicht glücklich zu sein?“

Tränen traten mir stechend in die Augen, als der vorhin so weit entfernte Schmerz wie eine Welle über mir zusammenbrach.

Da waren wieder all die grausamen Bemerkungen meiner Familie, die sich über Jahre in meinem Unterbewusstsein angesammelt hatten. Da waren meine Zukunftsängste und mein Selbsthass.

„Natürlich will ich glücklich sein“, antwortete ich mit erstickter Stimme. „Aber Menschen wie mir wird es immer an Glück mangeln.“

Die Stimme schwieg und ich wertete das als einen Sieg. In die Wogen des Schmerzes mischte sich Trauer. Ich war traurig über das Leben, welches ich gelebt hatte. Ein Mosaik aus verpassten Chancen. Ich dachte an alles, was zu tun ich versäumt hatte. Mein Studium machte mir eigentlich Spaß und auch das Malen bereitete mir Freude. Wie viele Möglichkeiten zu lernen und kreativ zu werden, würden mir entgehen?

Ich klammerte mich an das Leben, obwohl es mein innigster Wunsch war, dem Leid zu entfliehen. Ich hatte geglaubt, ihm nur im Schlaf entkommen zu können, aber vielleicht, ganz vielleicht gab es auch andere Wege, mein Leiden zu überwinden, womöglich sogar glücklich zu werden.

Den Schmerz ignorierend stand ich auf. Die steifen Glieder schüttelte ich aus und begab mich klangheimlich in den Flur. Von hier aus hörte ich das Schnarchen des Vaters und die Stille von Mutter und Schwester. Irgendwann in den letzten Stunden mussten auch sie eingeschlafen sein.

Der Abstieg der Treppe fiel mir leichter als erwartet. Es kam mir beinahe so vor, als würde ich mit jedem Schritt etwas an Gewicht verlieren. Im Flur angekommen glaubte ich beinahe so weit zu sein, schweben zu können.

Die schwere Haustür ließ ich möglichst sanft hinter mir ins Schloss fallen. Kühle Nacht schlug mir entgegen. Ich glaubte, Stadtluft habe noch nie so frisch geschmeckt.

Das Licht der Straßenlaterne schien heller, als es in meinem Zimmer der Fall gewesen war. Wie ich es früher getan hatte, überquerte ich die Straße. Schwirrend kam ich unter dem Lichtkegel zum Halt. Hier blieb ich, bis der Morgen einbrach und ich erstaunt feststellte, einen weiteren Tag überlebt zu haben. Wie unerwartet.

Ich blieb selbst dann, als das Licht über mir zu meinem Bedauern abgestellt wurde.

Kurz darauf beobachtete ich die Haushaltshilfe das Fenster im ersten Stock öffnen. Sie lüftete den Käfig, der, wie sie bald feststellen würde, kein Monster mehr beherbergte. Sie enttäuschte nicht.

„Sie ist verschwunden. Ich habe ganze zehn Minuten nach ihr gesucht, aber sie ist tatsächlich verschwunden!“

Mutter und Vater mussten durch diese Nachricht motiviert eilig aufgestanden sein, denn kurz darauf hörte ich bereits ihre Stimmen zur anderen Straßenseite hinüberschallen.

„Es ist vorbei“, stellte er fest.

„Bist du dir sicher?“, fragte Mama mit belegter Stimme.

Greta musste der Ruf ebenfalls angelockt haben.

„Irgendwie ist es schade, dass sie jetzt weg ist“, stellte sie fest.

„Komm her“, erwiderte Mama in einem sanften Tonfall.

Ich stellte mir vor, wie sie die Arme ausbreitete, um Greta an ihrer Brust Platz zu machen. Es war kühl draußen. Die frische Luft zog sicherlich durchs Fenster hinein, weswegen Mamas Wärme umso verlockender auf Greta wirken musste.

Ich flog höher, orientierte mich am Laternenpfad und war bald auf einer Höhe mit dem Zimmerfenster. Ich sah, dass Greta nicht nur in Mutters, sondern auch Vaters Armen lag. Die drei hielten sich fest umschlungen, gaben einander Halt

und lächelten im Stillen über die Last, die man ihnen abgenommen hatte. Neid durchzuckte mich, doch ich schluckte ihn hinunter.

Keine Umarmung dieser Welt hätte was geschehen war, revidieren können. Und insgeheim war ich es satt, zwischendurch mit Liebe gefüttert zu werden, um die Peitschenhiebe länger ertragen zu können.

Während ich noch in Gedanken versunken in das Zimmer guckte, machten sich die drei aufbruchbereit. Wenig später trat die Familie in Mantel, Schal und Mütze gekleidet aus dem Haus. Ich hörte, wie sie einander ihre Zukunftspläne vorstellten, gleichzeitig spazierten sie die Straße entlang.

Herr und Frau Sobota nahmen Greta in die Mitte. Der Hoffnungsschimmer gehörte immerhin geschützt.

Zuerst wollten sie umziehen und dann sollte Greta natürlich weiterlernen. Man wolle die junge Frau unterstützen, wie es nur ginge, sagten die Eltern ihr. Anschließend bogen die drei bereits um die Ecke.

Ich blieb zurück in der Luft und staunte über den leeren Käfig. Schmutzig kam er mir vor. Schmutzig und klein. Wie ich nur monatelang in ihm hatte ausharren können? Ich wusste es nicht. Von dem Haus wandte ich mich ab, mied die Straße, die meine Familie entlang gelaufen war und flog ohne Ziel voraus.

Kapitel 4

„Wissen Sie, warum Sie hier sind?“

Seit meiner Ankunft stellte man mir ständig Fragen. Ich war das ernsthafte Interesse an meinen Antworten nicht gewohnt. Es dauerte häufig, bis ich mich erinnerte, wie man sprach. Sie ließ mir diese Zeit. Braunes Haar fiel ihr in sanften Wellen über den Rücken. Ihre grünen Augen musterten mich aufmerksam.

„Weil ich mich in ein Ungeziefer verwandelt habe“, erwiderte ich verspätet.

Antworten kam mir unnatürlich und anstrengend vor.

„Bei Ihrer Ankunft berichteten Sie davon, sich in ein Insekt verwandelt zu haben“, erinnerte sie mich.

Ich runzelte die Stirn.

„Gibt es da einen Unterschied?“

„Glauben Sie, es gibt einen?“, hakte sie nach.

Die Therapeutin wusste, wie sie mich zum Sprechen brachte.

„Vermutlich schon“, setzte ich zögernd an. „Ungeziefer ist unerwünscht. Insekten sind es nicht.“

Sie nickte, als hätte sie den gleichen Gedanken gehabt.

„Sie glauben Ungeziefer zu sein. Was lässt Sie unerwünscht fühlen?“

Dass ich es war, dachte ich. Eine Antwort, mit der sie sich nicht zufriedengeben würde. Ich überlegte weiter. Weswegen fühlte ich mich unerwünscht?

„Weil meine Familie mich zu verstecken versucht hat, nachdem ich ihnen nichts mehr bieten konnte.“

„Aber das war nach der Verwandlung, nicht wahr?“, sie legte interessiert den Kopf schief. „Warum kam es zur Verwandlung?“

Dicke heiße Tränen liefen mir die Wangen hinunter. Eilig wischte ich sie weg. Eine merkwürdig starke Reaktion auf

ihre Frage. Mein Körper schien eine Antwort gefunden zu haben, ehe mein Geist sie hätte realisieren können.

Die Frau reichte mir ein Taschentuch. Ich nahm es dankbar an, wobei mir nicht entging, dass sie der Uhr hinter mir einen kurzen Blick zuwarf.

„Ist unsere Zeit schon um?“

„Für heute, ja“, nickte sie, ehe sie mir den Papierkorb hinhielt.

Das benutzte Taschentuch warf ich hinein.

„Versuchen Sie bitte die Strategien, die wir zu Beginn der Sitzung durchgegangen sind, auszuprobieren. Nächstes Mal sprechen wir dann darüber, was funktioniert hat.“ Sie lächelte mir aufmunternd zu. „Eine kleine Hausaufgabe habe ich noch für Sie, Frau Sobota. Finden Sie fünf Dinge, die Ihnen Freude bereiten.“

Fünf Dinge? Mir kam nicht eine Sache in den Sinn. Doch auf meine Warnung wollte sie nicht eingehen.

„Dann suchen Sie Dinge. Gehen Sie raus und versuchen Sie die Welt zum ersten Mal zu sehen. Was gibt es da, was Ihnen ernsthafte Freude bereitet. Ich bin gespannt auf ihre Liste.“

Sie verabschiedete sich und ich nickte. Fünf Dinge, dachte ich wieder, nachdem ich die Tür zu ihrem Büro hinter mir zugezogen hatte. Wie sollte ich fünf gute Dinge in einer Welt mit tausend schlechten finden? Ich seufzte, bevor ich mich auf den Weg in mein Zimmer machte.

Vier mit weißen Laken bezogene Betten standen in dem gelbgestrichenen Raum. Alle zerwühlt. Meine Zimmergenossinnen waren noch bei einer Gruppenstunde Kunsttherapie. Ich hatte für mein Therapeutengespräch aussetzen müssen. Leider, denn ich war gerne in dem kleinen Atelier mit den schmalen Tischen, auf denen Farbreste getrocknet waren, die man zu entfernen aufgegeben hatte. Anstatt an das Verpasste zu denken,

bemühte ich mich, meine Aufmerksamkeit auf das vor mir Liegende zu lenken. Bedächtig schwebte ich durch das Zimmer hinüber zu meinem Bett.

Es war ein später Wintermorgen, die Sonne fiel goldig zum Fenster hinein und machte den Staub sichtbar, der durch die Luft tanzte. Ich ließ meine Finger über die saubere, von vielen Wäschen angeraute Bettwäsche gleiten. Der Stoff presste sich kühl gegen meine Fingerkuppen. Auf meinem Nachttisch lag ein Stapel Bilder. Häufig hektische Kohlezeichnungen des Käfigs, aber hier und da strahlend grüne Blätter. Sobald ich den Stapel durchgegangen war, stahl sich ein Lächeln auf mein Gesicht.

„Malen“, beschloss ich.

Malen war eine Sache, die mir Freude bereitete. Noch immer lächelnd, öffnete ich die Schublade des Tisches und zog eine grüne Serviette heraus. Behutsam entfaltete ich sie und fand in ihr einen großen Schokoladenkeks. Meine Bett Nachbarin, eine quirlige Frau, backte gerne und versorgte uns mit genügend Ware.

Ich biss in den Keks, schmeckte cremige Schokolade und einen Hauch von Vanille. Glücklich seufzte ich auf. Noch während ich mir die Krümel von den Lippen fegte, verstand ich, dass diese Kekse mir Freude bereiteten. Vielleicht sollte ich mich für die Backgruppe am Donnerstag anmelden?

Mein Eifer verflog kurz darauf wieder, als mir aufging, wie viele andere Patienten ebenfalls teilnehmen würden. Das Unbekannte stresste mich. Ich wollte nicht mehr dazu gezwungen sein, jeden ihrer Schritte, jedes ihrer Worte analysieren zu müssen. Solange ich nicht gelernt hatte, diesen Mechanismus unter Kontrolle zu kriegen, mied ich lieber Menschenansammlungen.

Umso wichtiger, hatte die Therapeutin plädiert, sei es, dass ich mich ihnen aussetze. Um zu erproben, Teil der Gruppe zu sein. Dafür müsste ich nicht einmal sprechen, könne nur

zuschauen. Zumindest für den Anfang. Die Vorstellung ließ mich zittern. Was, wenn ich ihnen nicht helfen könnte und sie mich dann für nutzlos hielten? Den Keks legte ich zurück auf die Serviette. So sorgfältig wie mir eben möglich, verstaute ich ihn erneut in der Schublade, bevor ich auf den Flur hinaustrat.

„Darf ich etwas spazieren gehen?“, fragte ich eine der Pflegerinnen.

„Nur wenn sie sich eine Jacke anziehen“, wies sie mich mit liebevoller Strenge an.

Ich unterließ es ihr mitzuteilen, dass eine Jacke niemals über meine Flügel passen würde. Das hätte nur Gespräche nach sich gezogen, denen ich lieber entgehen wollte. Kapitulierend schnappte ich mir meinen Mantel aus dem Zimmer und machte mich schnellen Schrittes Richtung Treppenhaus auf. Wie durch ein Wunder glitt der Mantel problemlos über meinen Rücken. Der Innenstoff lag kühl auf meiner Haut. Kühler noch war die Luft beim Hinaustreten.

Weil ich keinen besseren Weg kannte, ging ich den gleichen, den wir beim täglichen Morgenspaziergang gegangen waren. Heute früh war es noch dunkel gewesen. Schatten hatten sich um die Büsche und Bäume, die meinen Weg flankierten, gelegt. Jetzt gaben sie ein anderes Bild ab. Das warme Sonnenlicht schenkte ihnen einen satten Ton. Die Büsche glänzten mit tiefgrünen kleinen Blättern, die Bäume wirkten mächtig mit ihren braunen Stämmen.

Letztendlich kam ich in Gedanken versunken von meinem Weg ab. Wie viel Zeit vergangen war, wusste ich nicht. Dafür wusste ich, dass es Zeit wurde, zurück zur Klinik zu kehren, denn vor mir lag mein altes Zuhause.

Meinen Blick richtete ich fort von dem Käfig in meinem Rücken und lief los. Ein, zwei, drei Schritte trennten mich bereits von meinem Vater, der in dem Gebäude aus den Siebzigern Feuer spie. Vier, fünf, sechs Schritte und ich

hörte seine Stimme durch meine Erinnerungen peitschen. Ich konnte hören, wie er mich verdammt, wie er zum Himmel ausrief und fragte, was er falsch gemacht habe. Er präsentierte der Welt seinen Hass, als würde er für diesen einen Orden erhalten. Stattdessen hatte er mich nur gebrandmarkt mit seinen Worten.

Meine Schritte wurden schneller. Wohin sie mich trugen, war mir mittlerweile egal. Ich war nicht mehr auf der Suche nach einem sicheren Hafen. Ich rannte vor dem wahren Monster weg. Das Ziel lautete fort.

Pflasterstein wandelte sich zu Schotter, während der kühle Wind mein Gesicht streichelte. Neben mir plätscherte munter ein Bach vor sich hin. Früher war das hier mal mein Schulweg gewesen. Die Erinnerung an diese Zeit fühlte sich wie die einer Fremden an. Ein Entenpaar ließ sich gefolgt von einem Entlein auf dem Wasser treiben. Ich wandte mich ab, meine Flucht setzte ich fort.

Seit sieben Tagen versuchte ich mühsam die Seile zu kappen, die ihn und mich verbanden. Ein Vorgang so schmerzlich, als schneide man sich ins eigene Fleisch. Aber das könnte ich ihm gegenüber nie gestehen, denn dann würde er glauben, frisch gesponnene Fäden zwischen uns zu sehen. Sie hätten mich nur wieder an den Boden gekettet. Lieber flog ich hier oben.

Irgendwann würde ich auch die Überbleibsel seiner Ketten loswerden können. Und mit ihnen das verräterische Klimpern, welches meine anhaltende Gefangenschaft versicherte.

Schotter wurde wieder Pflasterstein und Bach schließlich Straße. Inzwischen säumten Geschäfte anstelle von Rasen meinen Weg. Früher sind wir durch die Stadt spaziert, um das Bild der perfekten Familie zu geben. Mittlerweile standen die meisten Läden leer. Durch ein Schaufenster konnte ich

zurückgelassenen Staub auf alten Fliesen liegen sehen.

Warum sich hier niemand mehr einnisten wollte?

Mein Blick traf auf seine Augen. Nein, meine Augen in der Spiegelung. Und doch waren es seine. Ich sah, wie müde er war. Die Erschöpfung zog seine Züge hinab. Aber besser erschöpft als nichts. Als ich zwölf Jahre alt war, gab es zum ersten Mal nur Nichts in seinem Gesicht. Nicht einmal Tränen. Er sprach und bewegte sich stundenlang nicht. Ständig hatte ich Angst, er könnte es nie wieder tun. Hoffnungslosigkeit straffte kleine Schultern und ließ schmale Finger nach seinen Aufgaben greifen. Es war ungerecht, mir vorzuwerfen, das sei meine freie Entscheidung gewesen. Als würde sich ein Kind freiwillig dazu entscheiden, erwachsen zu werden.

Tränen liefen der gespiegelten Frau die Wangen hinab. Diesmal sah ich meine Augen. Das wusste ich genau.

Meine Tränen wischte ich eilig weg. Vielleicht würde ich eines Tages wie er werden. Ob er mich dann lieben könnte? Oder würde er mich dann noch mehr hassen?

Die Spiegelung im Schaufenster konnte ich nicht weiter betrachten, wollte vor dem Moment flüchten, in dem wir eins waren. Also rannte ich weiter. Wohin wusste ich noch immer nicht. Fort, bloß fort. Das stand fest. Nachdem ich mein ganzes Leben lang vergeblich nach einem Heimweg gesucht hatte, musste fort genügen.

Aber es war schwierig, von einem Ort wegzurennen, dem man jahrelang versucht hatte, die Flammen auszutreiben.

Ich war verwundert, als ich um die nächste Ecke bog und wieder vor dem Gebäude aus den Siebzigern stand. Meinen Kopf legte ich schief. Wie merkwürdig, man sah der Tür meine Verzweiflung überhaupt nicht an. Ich lief vor ihm weg, das Ziel lautete zurück.

Schweiß breitete sich auf meinen Handinnenflächen aus, die Atmung ging gehetzt.

Jetzt war ich wieder, wo ich nicht sein wollte.

Plötzlich packte mich die Angst vor dem Tag, an dem er starb. Angst, er könnte als Monster sterben.

Ich riss mich los von den neuen Fäden, die sich zwischen uns spannten und flog davon. Wenn es überhaupt möglich war, fiel es mir dieses Mal noch schwieriger. Doch es gelang mir, wieder auf den Spazierweg zurückzufinden.

Warmes Sonnenlicht belohnte meine Stärke. Ich streckte mein Gesicht dem Himmel entgegen. Es fühlte sich gut an. Gut genug, um mir Freude zu bereiten. Ich begriff bereits drei freudvolle Dinge an nur einem Tag entdeckt zu haben. Ich würde auch weitere finden.

Das hier war nur der Beginn eines neuen Kapitels.